

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

# Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Baden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

(Weiterer Verlauf.)

Der Uebermuth des Kaisers, und besonders seines Feldherrn Wallenstein hatte selbst die katholischen Fürsten gekränkt, Wallenstein mußte abdanken; die Protestanten aber sahen sich gezwungen, fremde Hilfe zu suchen. Diese fanden sie in dem Könige Gustav Adolf von Schweden, einem frommen und tapfern Kriegshelden, welcher im Juni 1630 mit einem kleinen, aber wohl gerüsteten Heere von 15,000 Mann an der nördlichen Küste von Deutschland landete. So lange der König lebte, herrschte Ordnung, Zucht und Sitte im schwedischen Heer.

Schnell waren die Kaiserlichen aus Pommern vertrieben, Magdeburg fiel zwar noch als blutiges Opfer des barbarischen Krieges, aber bald trat Sachsen auf die Seite der Schweden, Tilly wurde im September 1621 bei Leipzig gänzlich geschlagen, und unaufhaltsam rückten die Schweden an den Main und Rhein, eroberten Mainz und trieben die Spanier zum Lande hinaus. Im nämlichen Jahre eroberte Gustav Adolf Cadzburg, im Dezember Bernhard v. Weimar Weinheim; auch Mannheim und die ganze Pfalz, bis auf Heidelberg, in welchem noch die Spanier lagen, wurde von den Kaiserlichen und Baiern befreit. Ein Theil der Schweden zog den Rhein hinauf, und wurde Meister am Oberrhein. Der König selbst rückte in Baiern ein, schlug den Grafen Tilly am Lech, worauf dieser an einer daselbst erhaltenen Wunde starb, eroberte München, bedrohte die Erblande des Kaisers und schickte eine Abtheilung nach Schwaben, während der Kurfürst von Sachsen Böhmen eroberte.

In dieser Noth übertrug der Kaiser dem beleidigten Wallenstein wieder den Oberbefehl, welcher die Sachsen aus Böhmen vertrieb, und gegen das sächsische Land vorrückte. Gustav Adolf zog gegen ihn, und machte bei Nürnberg einen vergeblichen Angriff auf dessen Lager; aber im Novbr. 1632 trafen beide Heere bei Lützen aufeinander, Gustav Adolf fiel, von einer Kugel durchbohrt, aber Bernhard übernahm statt seiner den Feldherrnstab, und die Kaiserlichen wurden geschlagen.

Unterdessen war auch in unserm badischen Lande der Krieg fortgeführt worden. Die Kaiserlichen unter General Ossa waren von Weissenburg her über den Rhein gekommen, vor Durlach gerückt, aber bald von da aufwärts gegen Stollhofen gezogen, welches der schwedische Leutnant Straßburger nach tapferer Gegenwehr übergab, und hatte das 1620 von den Schweden eroberte Lichtenau geplündert

und verbrannt. Ebenso wurde auch Willstätt, worin 150 Schweden lagen, von den Kaiserlichen erobert, und bis auf 40 Häuser verbrannt. Im nämlichen Jahre 1632 drang auch der kaiserliche General Montecuculi über den Rhein, eroberte Durlach, Bretten, und verbrannte Knittlingen.

Der schwedische General Horn belagerte unterdessen Constanz, aber die heldenmüthige Vertheidigung der Bürgerschaft, so wie die Annäherung eines kaiserlichen Heeres zwang ihn, die Belagerung aufzuheben; durch Würtemberg, wo er zahlreiche Verstärkung fand, drang er wieder in Baden ein, schlug die Desreicher, welche Wiesloch belagerten, und jagte sie über den Rhein. Während nun eine Abtheilung seines Heeres auf dieser Seite des Rheines unter dem General Hubald Stollhofen, Offenburg nach vierwöchentlicher Belagerung, Sengenbach, Zell, Haslach, Wolfach erobert und hart behandelt, ging Horn selbst bei Strasburg über den Rhein, eroberte Bensfelden, welches Ossa und Markgraf Wilhelm von Baden dreimal zu entsetzen versuchten, und welches zuletzt mit glühenden Kugeln beschossen wird, am 2. Dezbr., zu gleicher Zeit auch Schlettstadt und Colmar, und geht da über den Rhein.

Während dessen war die andere Heeresabtheilung aus der Ortenau auch in den Breisgau vorgerückt. Es galt die Eroberung von Freiburg. Dieses war von Landvolk, Bürgern und Studenten vertheidigt, Jesuiten standen an den Kanonen. Die Vertheidiger wehrten sich auf's tapferste; ein Sturm auf das Christophsthor, ein zweiter auf das Schwedenthor wurde abgeschlagen, als aber das Pulver auf dem Schlosse sich entzündete, der Feind zugleich von außen stürmte, mußte die Stadt sich ergeben und 30000 fl. Kriegsteuer bezahlen. Der Uebergabvertrag wurde aber so schlecht gehalten, daß die Einwohner mit Plünderung und Brand von den siegreichen Schweden heimgesucht wurden. Im folgenden Jahre nahmen es die Kaiserlichen, im Jahr 1634 die Schweden wieder ein, letztere wieder mit Sturm.

Im Jahr 1633 hatte Markgraf Friedrich V. wieder seine durlachischen Lande in Besitz genommen, dazu das badische und einen großen Theil des vorderösterreichischen Gebietes erhalten.

Aber im Mai hatten auch die Kaiserlichen aus Breisach, das sie allein noch in ihrer Gewalt hatten, einen Auszug in die Herrschaft Badenweiler, Sausenberg und Nöteln unternommen, bei welcher Gelegenheit namentlich in Weil, Müllheim, Niederweiler, Munzingen, Sulzburg schrecklich geplündert und gemordet wurde. Bald darauf, im Juli, wurden die Kaiserlichen von Markgraf Friedrich, und dem schwedischen General, Rheingrafen Otto,

bei Breisach geschlagen, Kenzingen erobert, die Feinde landaufwärts getrieben. Bei dieser Gelegenheit hatten sich etliche hundert Bauern bei Kirchhofen auf dem Kirchhof verschanzet; sie wurden angegriffen und niedergehauen, und noch vor 30 Jahren sah man ihre von Hellebarben durchschlagenen Schädel in der Kirche zu Kirchhofen wie eine Mauer aufgethürmt. Krogingen, Thumringen, Ehrenweiler wurden verbrannt, Staufen, Neuburg, Badenweiler, Sausenberg, Röteln, Rheinfelden, Säckingen, Waldbshut wieder eingenommen.

Von da kehrten die Schweden und Badischen vor Breisach zurück, mußten aber die Belagerung im Oktober 1633 wieder aufheben, doch erkürmte, wie wir oben gesagt haben, Rheingraf Otto Freiburg im Jahr 1634.

Bis dahin hatten die Schweden beinahe allenthalben die Oberhand. Die untern Landesheile waren in ihrer Gewalt, Heidelberg 1633 von ihnen erobert, der Sohn des geächteten Kurfürsten von der Pfalz in sein Land zurückgeführt. Ueberlingen war von Horn belagert, die heldenmüthige Vertheidigung seiner Einwohner zwang ihn aber, nachdem er schon einen Theil der Stadt erkürmt hatte, davon abzulassen. Dafür brandschatzten darauf die Spanier die Stadt. Billingen, von den Würtembergern dreimal belagert, wurde durch die Desterreicher befreit, bei Lottstetten hatten sich einige hundert Bauern schwedischen Reitern entgegengestellt, büßten aber dafür mit dem Leben. Das Dorf Holzingen wurde zerstört. Rheinfelden war an die Desterreicher verloren, 1634 aber ihnen wieder abgenommen worden.

Da, am 27. August 1634, verloren die schwedischen Generale Bernhard und Horn eine große Schlacht bei Nördlingen in Baiern, und der Rheingraf Otto eine bei Straßburg und dadurch änderte sich auch bei uns die ganze Lage der Verhältnisse wieder.

Ueberall mußten die Schweden aus unserer Gegend weichen, überall fiel Stadt um Stadt in die Hände der nachrückenden Kaiserlichen und Baiern, überall wurden österreichische Besatzungen eingelegt, Markgraf Wilhelm wieder in seine Lande und in die untere Markgrafschaft eingesetzt, Heidelberg nach tapferem Widerstand von dem Grafen Gallas eingenommen, Mosbach und Weinheim erobert, die Pfalz größtentheils von den siegreichen Kaiserlichen besetzt, und was die Schweden in Baiern an den armen dortigen Einwohnern verübt, das mußten jetzt die Rheinlande mit Zinsen von den Kaiserlichen hinnehmen. Die zurückgebliebenen Einwohner wurden ermordet oder mißhandelt, die aus den Dörfern gestüchelten mit Hundten verfolgt. Dabei erinnert sich der Leser vielleicht der früher erwähnten Geschichte aus Sulzburg. Ein anderes rührendes Beispiel ist das des Amtskellers Maler von Pforz-

heim, welcher, als die Feinde anrückten, seine alte schwache Mutter auf ein Bägelein setzte, mit seinen Geschwintern sich davor spannte, und so mitten im kalten Winter über den Rhein nach Landau seine Mutter in Sicherheit brachte.

In den Herrschaften Sausenberg, Röteln und Badenweiler setzten die Kaiserlichen einen harten, strengen Mann, den Doctor der Rechte Klinglin zum Statthalter. Ueberall zogen katholische Geistliche und Mönche wieder ein, die evang. Geistlichen wurden ihrer Besoldungen, der Markgraf Friedrich, welcher nach Straßburg geflüchtet war, seiner Einkünfte beraubt.

Die Noth war schrecklich. Das Malter Korn kostete 24 fl., das Pfund Schmalz 32 kr., das Meßle Salz ebensoviel, ein Ei 4 kr., ein Huhn 2 fl., Hunde, Katzen, Frösche waren eine Lecker Speise, viele Menschen starben Hungers.

In die Zeit von 1634 bis 1636 fällt auch die Belagerung von Hochberg (Hochburg) bei Emmendingen durch die Desterreicher, bei welcher die umliegenden Gegenden schrecklich zu leiden hatten. Kein Weibsbild war sicher vor den zügellosen Banden, die Dörfer wurden niedergebrannt, die Leute mißhandelt. So wurde ein Schmied, Zanger, von Kerpbach zu Tod gepeinigt, die Bürger Gerber Herfel und Hefsig von Bahlingen erstochen und erschossen; man zerschlugte den Leuten die Ohren, sperrte ihnen Hölzer in den Mund, und schüttete Wasser hinein, klemmte ihnen die Nasen in Schraubstöcke und trieb andere Kurzweil mehr. Die Dörfer standen leer, die Einwohner der markgräflichen Drie, besonders die Freiämter und die angrenzenden österreichischen im Simonswald, trieben von den Wäldern aus ein gegenseitig Räuberhandwerk, fingen einander selber Menschen ab, so den Vogt Köbelin von Malterdingen, den Bürgermeister Eutelmeier von Emmendingen.

Saat und Erndte ward nicht besorgt, weither kamen des Nachts hungernde Menschen, nahmen das unreife Obst von den Bäumen, Kraut, Rüben, Bohnen, Früchte halbreif von den Feldern. Eichelbrod war Grafsenkost.

Endlich am 11. März 1636 wurde die Festung Hochberg übergeben, deren Besatzung anfangs aus drei badischen Compagnien, einigen Dragonern und Kanonieren bestanden hatte.

Hauptleute waren: Wagner, Steinkallensfels, und Teufel von Birkensee; Leutnante: Moyses Hempelin, Straus, Fähndriche: Bosfeld, Fährländer, Pratschberger; Pulvermacher: Bachmann von Etilingen; Büchsenmeister: Frey von Malterdingen, Wehrer von Eichstetten, Mast von Weisweil, Sauer von Emmendingen, Herbst von Lörrach; Oberamtmann war Jos. Ulrich Maler, ein Bruder des schon genannten Pforzheimer Amtskellers.

Die Besatzung erhielt ebrenvollen Abzug. Auch die untern Landesgegenden fielen den Kaiserlichen in die Hände, so Philippsburg 1635. Bernhard von Weimar hatte das Jahr 1635 in dem noch nicht ausgefogenen Bisthum Basel zugebracht.

Viele protestantische Fürsten hatten mit dem Kaiser Frieden gemacht, Baden und Württemberg blieben davon ausgeschlossen. Darum blieb ihnen nichts übrig, als noch ferner fremde Hilfe zu suchen, und diese fanden sie bereitwillig bei Frankreich, welches die wachsende Macht Oesterreichs ungersah, und wohl auch ein Auge auf die schönen vorderösterreichischen Rheinländer geworfen hatte. 1636 rüsteten daher Frankreich und die Schweden aufs neue zum Kriege.

Bei Lichtenau hatte 1636 der östreichische General Gallas, welcher 1625 bei Laub stand, ein Lager geschlagen, wie denn namentlich seit die Franzosen Antheil am Kriege nahmen, auch diese Gegend schwer heimgesucht ward. Auch Bisschofsheim wurde von Grund aus zerstört. Das Hauptheer der Kaiserlichen stand bei Durlach unter dem Erzherzog Ferdinand, welcher in der Karlsburg daselbst wohnte, und sich sehr gnädig gegen die Stadt, insbesondere gegen die dortige gelehrte Schule, erwies.

Während schon im Jahr 1637 die Franzosen über den Rhein kamen, und neue Verwüstung brachten, zog im Anfang 1638 Bernhard von Basel her ins Land; Waldshut, Laufenburg, Säckingen fielen in seine Gewalt; Rheinfelden wurde belagert. Die Kaiserlichen schlugen zwar die Schweden zuerst am 18. Februar vor der Stadt, aber drei Tage nachher greift Bernhard sie wieder an, bestieg sie zwischen Wilsen und Grenzach, nimmt den tapfern General von Werth gefangen, der erst am 24. März 1642 gegen den unterdessen auch gefangenen Horn auf der Schutterbrücke bei Dinglingen ausgewechselt wurde, erobert Rheinfelden, erstürmt am 28. März Röteln, und gewinnt am 11. April, (Charfreitag) Freiburg.

Nun galt es, das feste Breisach zu erobern, den einzigen festen Platz, den die Kaiserlichen noch im Breisgau besaßen. Die Stadt wurde enge umschlossen. Dreimal versuchten die Kaiserlichen sie zu erobern, dreimal wurden sie geschlagen, bei Wittenweier General Savelli getödtet. Der Commandant hatte vorher von den Vorräthen verschleudert, die Noth stieg auf's Höchste. Der Sester Weizen kostete 8 Ducaten, und konnte nachher für 100 nicht erhalten werden, der Sester Korn 40 fl., Gerste 9 fl., Haber 50 fl., Linsen 9 fl., Hirse 8 fl., ein Viertel Kleien 100 fl.

Ein Fäcker löste aus einem verbackenem Viertel Kleien 132 fl., das Pfund Brod kostete 18 Bagen, ein Pfd. Pferdefleisch 5 Schilling, ein Stück Pferdehaut handgroß 1 Schilling 9 Pfening, ein Pfund Hundsfleisch 5 Bagen, ein Kürbis 2 fl., ein Pfund

Salz 12 Bagen. Ratten und Mäuse wurden theuer bezahlt und gefressen.

Todte wurden den Trägern abgenommen und verzehrt, Begrabene ausgegraben und das Eingeweide verzehrt, an einem Tage drei Kinder gefressen. Acht Bürgerkinder verschwanden, wurden von den Soldaten getödtet und aufgezehrt, ja selbst roh wurden Leichname zerrissen und gefressen.

So gräßlich kann der Mensch werden durch Noth und Hunger.

Nach viermonatlicher Belagerung wurde endlich die Festung übergeben. Die noch übrige Besatzung erhielt freien Abzug, Herzog Bernhard zog in die Stadt ein. Alles Land rechts und links des Rheines war in seiner Gewalt. Schon ging er mit dem Plane um, für sich ein eigen Reich am schönen Rheinflrom zu gründen, als ein Stärkerer ihm das Schwert aus der Hand nahm, und ihn zum Staube versammelte. Er starb zu Neuenburg im Sommer 1639. Sogleich nahm Frankreich Freiburg, das feste Breisach, und das von Bernhard eroberte Elsas in Besitz. Der Markgraf Friedrich kam wieder in den Besitz seiner Lande. Aber noch war die Kriegsnoth nicht zu Ende, zehn Jahre lang sollte sie noch fort dauern. Im Jahr 1639 durchzogen die Franzosen, bald zurückgetrieben, bald siegreich, verheerend das Land. Baden, Bernsbach wurden geplündert, Steinbach verbrannt.

Die Kämpfer waren erschöpft, der Krieg begann in seiner Gewalt nachzulassen. Frankreich und Schweden hatten am Oberrhein die Obmacht.

1641 machten die Kaiserlichen einen vereitelten Angriff auf Freiburg, 1642 wurde Wahlberg von ihnen beschossen, am 17. April erstürmt, in Brand gesteckt und zerstört. Im folgenden Jahre 1643 finden wir in der untern Markgrafschaft die Baiern wieder siegreich, im Besitz von Pforzheim, Kirchen- und Schuldiener vertreibend, welche unter Thüränen und Liebesgaben von den Bewohnern vor die Thore begleitet wurden. Dies dauerte fort, bis der schwedische Befehlshaber von Bensfelden den dortigen Katholiken ein Gleiches droht.

Am Bodensee haufeten Würtemberger, Schweden und Franzosen. Der württembergische Befehlshaber von Hohentwiel, Wiederhold, war ein Wütherich; er erobert und plündert Ueberlingen am 30. Januar 1643; aber als nach ihm die Baiern unter Johann von Werth einzogen, sagten die Ueberlinger, die Arznei sei bitterer gewesen als die Krankheit.

Zugleich zog ein französisches Heer verwüstend durch Schwaben, bis es von den Oestreichern und Baiern bei Tuttlingen geschlagen wurde, und nun erst konnten die Oestreicher an die Eroberung von Freiburg denken. In diesem Jahr 1644 stürmte der General von Werth mit 17000 Mann viermal die Vorstädte von Freiburg, ohne die Stadt selbst

erobert zu können, als aber der Feldmarschall Mercy dieselbe belagerte, ergab sich der schwedische Befehlshaber und zog mit 600 Mann nach Breisach. Zweimal, unter Turenne und Conde, versuchten die Franzosen die Stadt wieder zu nehmen, aber sie blieb in der Gewalt der Kaiserlichen, welche sie auch bis zum Frieden nicht wieder verloren.

Dagegen hatten die Franzosen Philippsburg und Mannheim genommen, dieses jedoch 1645 gegen die Baiern wieder verloren, wobei Plünderung und Verheerung jedesmal nicht ausblieb.

Ueberlingen wurde 1647 von den Schweden wieder genommen, und mit einer Kriegssteuer von 24000 fl. belegt. Erst am 30. September 1649 zogen sie von dort ab.

Schon seit längerer Zeit, seit 1645, hatten in den westphälischen Städten Münster und Osnabrück die Friedensunterhandlungen begonnen. Beide Parteien wünschten den Frieden, denn sie waren nicht mehr im Stande, den Krieg weiter zu führen, der Kaiser hatte solchen Mangel an guten Feldherren, daß er einen Protestanten an die Spitze seines letzten Heeres hatte stellen müssen.

Die schwedischen Feldherren Banner, Torstenson, Königsmark hatten in Norddeutschland, in Baiern, in Sachsen die Kaiserlichen geschlagen, Lestorfer war sogar bis nach München, und in die Nähe von Wien, vorgezogen. Prag, die Hauptstadt Böhmens, hatte er zur Hälfte erobert, als das lang ersehnte Wort des Friedens 1648 die blutigen Waffen zur Ruhe brachte. Aber nicht Deutsche, sondern fremde Mächte, Frankreich und Schweden hatten dabei das gebieterische Wort geführt, und den einzigen Vortheil daraus für sich gezogen.

Frankreich bekam nemlich das bisher österreichische Elsaß, Breisach und den Sundgau, oberhalb Mühlhausen, und hielt selbst noch fünfzehn Jahre nach dem Frieden die vier Waldhöfthe Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut besetzt; Schweden bekam einen Theil von Pommern mit der Insel Rügen, die Städte Wismar, Bremen, Verden.

Hinsichtlich der Religion wurde völlige Gewissensfreiheit und Rechtsgleichheit für alle drei christlichen Confessionen, die katholische, lutherische und reformirte ausgesprochen.

Alle politischen Verhältnisse wurden wieder auf den frühern Stand gesetzt, jedoch blieb Böhmen dem Kaiser und der Sohn des verstorbenen Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, Karl Ludwig, trat die sogenannte Oberpfalz, zwischen Baiern und Böhmen gelegen, nebst der Kurfürstenwürde an Baiern ab, behielt die Rheinpfalz und es wurde eine neue, die achte Kurwürde für ihn gestiftet. Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach kam wieder in den Besitz der untern Markgrafschaft, nebst den oberländischen Herrschaften, und den Aemtern

Stein und Remchingen, und wurde von dem Erbsatz der Baden-Badenschen Einkünfte losgesprochen. Markgraf Wilhelm trat in den ungekränkten Besitz der obern Markgrafschaft.

So waren die staatlichen Verhältnisse untereinander wieder geordnet, aber Deutschland im Ganzen hatte tiefe, unheilbare Wunden empfangen, fremde Völker hatten Stücke deutschen Landes an sich gerissen, hatten Sitz und Stimme im deutschen Reichsrath, Einfluß auf die inneren Verhältnisse Deutschlands gewonnen, die einzelnen deutschen Fürsten waren anerkannt worden in ihrer unabhängigeren Stellung gegen Kaiser und Reich, das Band der einigen Macht nach Außen war gebrochen, das Band der starken Einheit im Innern zerrissen. Und vollends das arme Volk und Land, wie unaussprechlich traurig und jammervoll waren seine Zustände!

Fast zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, durch Schlachten, Seuchen, Pest, Hungersnoth, Marter und Elend tausendfacher Art. Destreicher, Baiern, Schweden, und Franzosen überboten einander wechselseitig in Gräueltbaten und Unmenschlichkeiten, Freundes- und Feindesland fand kein Erbarmen. Die Heere bestanden meist aus zusammengerafftem Gesindel, und erhielten von ihren Feldherren keinen Sold. Um Schätze zu erforschen, goß man den Leuten Mißsauche in den Mund, und sprang ihnen dann auf dem angeschwellten Leibe herum, kleine Kinder nagelte man an die Thore und schoss nach ihnen wie nach Scheiben; nicht die erblühende Jugend, nicht das schwache Alter, nicht das Geschlecht, nicht die Wehrlosigkeit fanden Gnade und Erbarmen.

Nach der Eroberung von Breisach waren keine dreißig Eypaare mehr in der Herrschaft Hochberg.

Nach der Schlacht von Nördlingen wurden die unter dem Schnee der Wälder verborgenen Einwohner von Durlach mit Hunden aufgesucht, zu Bretten anno 1645 die Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Ärger noch als der Feind, schreibt der nassauische Oberamtmann von Lahr, hausten die Schweden. Sie schossen viele Leute tod und sprengten die Kirchen und Pfarrhäuser auf. Die Stadt wurde von ihnen rein ausgezogen, und die ganze Herrschaft ist durch Mord, Brand, Raub und Nothzucht ruiniert. Die Leute, welche aus den Wäldern und von den Bergen zurückkehren, finden nur zerstörte Hütten, und müssen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen. Die Einwohner von Lahr waren auf ein Viertel herabgeschmolzen, Renchen hatte von 180 Bürgern noch 17, Malsch hatte nur noch 2 — 3 Männer.

Viele Länderstrecken lagen da, verödet, eine menschenleere Wüste, keine Hände waren mehr zu finden zur Handarbeit noch zum Ackerbau.

Tausende von Städten, Flecken, Dörfern waren Trümmerhaufen und öde Brandstätten; Sterbende fanden weit und breit keinen geistlichen Trost mehr in ihrem letzten Stündlein.

Unangebaut lagen die Felder, unbetrieben die Gewerbe und der Handel, leer oder verschüttet die Schulen.

Aber die Raubthiere des Waldes vermehrten sich, besuchten Städte und Dörfer, todtie Hunde und Ragen waren zu Leckerbissen, ja der Kinder Leichname zur Speise der Eltern geworden. Mord- und Raubgesindel durchzog schaaarenweise die Gauen Deutschlands, und kaum war der friedliche Einwohner nach dem Frieden sicherer als im Kriege.

Und dies Alles — um des Glaubens willen, Alles zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seines Namens! Wie aber, sollte ein Volk, über dessen Geschichte solch eine Sturmwolke gegangen, dessen freudige Entwicklung und naturkräftiges Wachstum durch solch selbst bereitetes Elend gebrochen worden ist, ein Volk dessen Väter solche Erfahrungen gemacht, nach zweihundert Jahren der Väter schwere, blutige Lehre vergessen haben, sollte es noch einen Deutschen geben, der um des Glaubens willen zur Waffe der Gewalt greifen möchte wider seinen Mitbürger? Nein, liebe Leser, unter Euch, wenn ihr auch verschiedenen äußern Bekenntnissen angehört, unter euch soll Friede sein und brüderliche Duldung, denn unter allerlei Volk, spricht der Herr, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm.

### Erzählungen über Fritz Müller's Dekonomie.

#### 2. Was nützt das Rechnen dem Bauer?



„Ein Mann ein Wort“, sagte Fritz Müller, als er am Sonntag Abend wieder in den Schwanen eintrat und Michel Schmitt bereits erwartungsvoll an einem Tisch in der Ecke sitzen sah.

„Jetzt möcht ich doch einmal hören, Fritz,“ wie Du seit 12 Jahren, die du hier wohnst, zu fast dop-

pelt so viel Aekern gekommen bist und keine Schulden hast?“ fing Michel zu fragen an, denn er dachte, ich möcht's gerne nachmachen, wenn Müller ein gutes Rezept dafür hat. „Ich plage mich doch auch von früh bis spät in die Nacht, und wenn ich im Schweiß der Arbeit ruhen will, dann treibt mir die Sorge und Angst noch Tropfen auf die Stirne, sobald nur der Presser durch's Ort geht, oder der Gemeind'sdiener die Schelle unter dem Arm trägt.“ „'s wird doch uns nicht gelten, seufzt immer meine arme Frau!“

„Allen Respekt vor deinem Fleiß“, erwiderte Fritz, „offen gestanden, als ich neulich mit dem Herrn Pfarrer, den Weg an die drei Brunnen hinausging, meinte er auch, daß Ihr zu den Fleißigsten im Orte gehört und versicherte, wie es ihm immer in der Seele weh thue, daß Euch gar Nichts glücken will.“

„Ja, weiß Gott!“ sagte Michel, indem er seine beiden schwieligen Hände über den Tisch hielt, an diesen soll's nicht fehlen, ich schaffe gern, und unverdient will ich kein Stückchen Brod genießen, — aber rathe Du mir, wie zu helfen ist, — soll ich mein Haus und meine Aekern wieder verkaufen und dienen? das hilft mir nicht, denn's ruhen noch Schulden darauf und der Lohn reicht für meine Kinder nicht — soll ich auswandern? — das wird am Ende noch das Beste sein.“

„So schlimm steh't's noch nicht,“ meinte Fritz, „und zog einen dicken Kalender aus der Tasche, — „teig mir dein Büchlein und wir wollen suchen, wo es fehlt.“ —

„Mein Büchlein?“ fragte Michel, „ich habe unneine Bibel, das Gesangbuch und den Kalender.“

„Den Kalender meine ich.“ „Ei, in dem wird nicht mehr und nicht weniger stehen, als in Deinem auch, denn Du hast ja auch den hinkenden Boten und der Herr Geiger wird die unglücklichen Tage nicht mir allein hineingedruckt haben.“

„Woh!“, sagte Fritz, „es ist einer gedruckt wie der andere, aber was Du im vorigen Jahr aufgeschrieben hast, möcht ich wissen.“ — „Aufgeschrieben? ich schreibe nichts auf.“ —

„Aha! da haben wir schon Dein Unglück, sagte Fritz“ und schlug seinen 1854er hinkenden Boten auf — „sieh, ich lasse zwischen jedes bedruckte Blatt, noch ein weißes heften und da schreib ich alles hinein, was ich einnehme, ausgabe und spare, wann ich säe, was ich erndte und am Ende vom Jahr zähle ich zusammen, was mich jeder Bau kostet und was er mir einträgt, — dies ist der Grund, warum es mir jetzt gut geht.“ —

„Das brauch ich nicht und ich müßte doch reich werden, denn der Meyer Levi schreibt mir auf, was ich ausgabe und rechnet mir daran meine Einnahmen ab, er gibt mir allemal die Abrechnung

und ich spare noch's Schreiben und das Papier" erwiederte Michel, indem er die letzte Abrechnung aus der Tasche zog, und sie vorlas, welche also lautete:

	fl.	fr.
1) am 4. Januar 1853 für ein Rind halbpant.	15.	—
Zins, monatlich 2 fr. vom Gulden . . . . .	6.	—
2) am 17. Februar geliehen . . . . .	16.	—
Zins . . . . .	3.	50
3) am 6. März geliehen . . . . .	22.	—
Zins für 11 Monat zu 1 fr. vom Gulden . . . . .	4.	2
4) für geborgtes Fleisch, alle Woche 3 lb., gilt jetzt 14 fr., für's Borgen ½ Ztr. Tabak versprochen, macht an Geld . . . . .	35.	—
5) an Kirchweih für Zwilch und Kattun . . . . .	6.	28
6) am 8. November geliehen vier Kronenthaler . . . . .	10.	48
7) für's Borgen versprochen 1 Sr. Kernen, gilt auf dem Freiburger Markt 22 fl. 30 fr., macht . . . . .	2.	15
8) am 1. Januar für geliefertes Heu 2 Ztr. Tabak versprochen . . . . .	—	—
9) am 2. Februar die Kuh verkauft zu 74 fl., davon die Hälfte eingetauscht eine frischemeltige Kuh zu 84 fl., also darauf zu legen . . . . .	37.	—
10) für Verschiedenes aus dem Laden . . . . .	7.	32
11) vom Ackerzettel stehen noch 50 fl., Zins daraus seit zwei Jahren zu 6 % . . . . .	6.	—
für's Borgen ½ Ztr. Tabak versprochen . . . . .	—	—
Zusammen . . . . .	181.	55
Der Tabak wiegt 20 Ztr., davon ab 3 Ztr., die mir gehören, bleibt Rest 17 Ztr. zu 11 fl., giebt . . . . .	187.	—
schuldiger Rest . . . . .	5.	5

Du siehst Fritz, fügte Michel bei, daß ich mir nicht mehr helfen kann, denn so geht's alle Jahre. Dem Rentmeister bin ich noch 4 fl., dem Accisor noch 2 fl. 12 fr. Steuer schuldig, Holz muß ich kaufen und weiß nicht was ich anfangen soll."

Fritz hatte sehr bedenklich zugehört und mit der Kreide die Zahlen auf den Tisch geschrieben, also daß Michels Noth zweimal zu lesen war, auf dem Tisch und dem Papier, und doch meinte er: wenn Michel nur aufgeschrieben hätte, so wäre ihm schon zu helfen!

"Du weißt nicht, Michel," sagte er, "was Dich jeder Acker zu bauen kostet, was er Dir trägt, was Deine Kuh frist, kurz Du weißt nur, was Du dem Meyer Levi noch schuldig bist. Wenn Du aber sehen könntest, woher es kommt, daß Du leihen mußt, so dürftest Du nur Alles besser einrichten und das Borgen hätte ein Ende."

Michel: Ich weiß nur zu gut, wozu ich Alles brauche, die 16 fl. waren für Mehl, 22 fl. zum Mistkaufen und 10 fl. 48 fr. für Zimmermanns Gaul zum Pflügen und Eggen; aber besser einrichten könnt' ich es nicht, denn ich baue 5 Brl. Tabak, 5 Brl. Spelz, 1 Mrg. Gerste, 3 Brl. Klee, 1 Brl. Kartoffeln, 1 Brl. Dickrüben, 1 Brl. Luzerne, halte dazu eine Kuh, dünge meine Felder gehörig und möchte Den sehen, der es besser machen könnte. Oder soll ich keinen Dung kaufen, wenn's nöthig ist und meine Kuh verhungern lassen, wenn's Heu nicht reicht? und wer borgt mir dazu, wenn's der Meyer Levi nicht thut?

Fritz rechnete noch immer auf dem Tische hin

und her und sagte dann: Es scheint mir, daß Du zu viel Tabak kaufst!

Michel: Oho! von was lös ich denn Geld, als vom Tabak?

Fritz: Ganz richtig! aber er kostet Dich auch zu viel, Du solltest weniger baare Auslagen haben, denn's Borgen ist Dein Unglück, es kostet Dich ohne die 6 fl. Zieler-Zins . 27 fl. 7 fr.

denn der drein gegebene Tabak muß auch veranschlagt werden; ja noch mehr, denn jetzt kostet freilich das Fleisch 14 fr. und der Kernen 22 fl. 30 fr., aber so theuer war es vor ¼ Jahr noch nicht! rechne dazu

für Mehl . . . . .	16	—	—
"Dung . . . . .	22	—	—
"Heu 2 Ztr. Tabak zu 11 fl. . . . .	22	—	—

zusammen 87 fl. 7 fr.

Brichst Du am Tabak soviel ab, daß Dir Futter, Dung und Frucht reicht, so ist geholfen. Baue ½ Mrg. Tabak weniger und verwende darauf den gleichen Fleis, wie früher auf 5 Brl., mache Dich dadurch von den Verbindlichkeiten gegen Meyer Levi los und Du wirst so gut 21 fl. lösen, als ich, wären's aber auch nur 15 fl., so nimmst Du für 12 Ztr. 180 fl., also 40 fl. weniger als jetzt ein, giebst aber auch 87 fl. 7 fr. weniger aus, und hast also 47 fl. 7 fr. Gewinn. — Baue dann 1 Brl. Gelbrüben oder Dickrüben und 1 Brl. Luzerne mehr, so hast Du noch etwas Futter übrig. Die Kartoffeln sparst Du für den Tisch und brauchst darum kein Mehl mehr zu kaufen. Du kannst im Spätjahr ein Kalb anbinden und erhältst im nächsten Jahre Dung genug. —

Michel: Auf dem Papier ist's freilich gleich gemacht, aber wenn's drauf und dran geht, wird mir der Dung nicht so schnell reichen und später 2 Kühe zu halten, langt das Futter nicht.

Fritz: Ganz richtig, aber auch hier ist zu helfen, denn im nächsten Jahre kommst Du schon so weit, daß Du aus der Erübrigung noch Futter kaufen kannst; alsdann ist es Dir möglich die 2 Kühe zu halten, und es fehlt nicht, täglich 4—5 Maas Milch zu verkaufen. Auch nichts Uebels, wenn Du alle Woche Deinen Kronenthaler davon einsteckst. Auch brauchst Du des Zimmermanns Gaul nicht mehr, kannst mit Deinen eigenen Rüben fahren, ohne warten zu müssen, bis Andre das gute Wetter benützt haben. Aber nur um Gotteswillen kein Halbvieh mehr, rechne und Du wirst sehen, daß Du an 74 fl. rein 22 fl. verloren hast; denn hättest du am 4. Jänner 1853 30 fl. für's Rind bezahlt, statt 15 fl., so hättest du auch am 2. Febr. 1854 statt 37 fl. die ganzen 74 fl. empfangen.

Freilich geht es knapp her, wenn man auf 5 Mrg. 2 Kühe halten will, und eine ist ja doch zu wenig, so ging mir's gerade, als ich 10 Morgen hatte und

4 Rübhe einstellen wollte, bis ich es auf 12 Mrg. brachte. Ich rathe Dir daher, wenn Du Dich etwas erholt hast, noch 1 Mrg. Feld oder gute Wiesen dazu zu pachten, und dann allenfalls noch 1 Britl. Tabak mehr zu bauen, der Dir den Pachtzins zahlen wird. So giebt Ein's das Andere und wer aufschreibt, kommt leicht darauf. — Der Bauer muß erst Futter und Frucht bauen, ehe er Tabak und andere Handelsgewächse baut, sagt man, — und wer rechnet, findet, daß es wahr ist.

Michel nahm Müllers Kalender und blätterte stillschweigend und nachdenklich darin, denn daß Etwas nicht einträglich sein könne, was doch viel Geld bringt, deßhalb weil's nicht recht eingetheilt ist, daran hatte er noch nicht gedacht. — „Am Ende ist Dein Vorschlag nicht so ohne,“ sagte er, „aber ich sehe, das Aufschreiben hat eben doch auch seine Sache.“

Fritz: Es ist nicht schwierig und giebt sich von selbst. Du wirst schon darauf kommen, wie Du es am Besten einrichten kannst. Wie Du siehst, schreibe ich in die erste Spalte die Einnahmen, in die zweite den Tag, in die dritte wofür es geschieht, was sonst vorgeht, wann, wieviel ich säe und erndte, wie's Weiter ist u. s. w., in die vierte die Ausgaben für die Haushaltung und in die fünfte alle andern für meine Deconomie z. B.:

Einnahme.		Datum.		Ausgabe.			
fl.	fr.			Haus-	Decono-	fl.	fr.
10	30		haltung.	mie.			
		7	für 3 Malter Kartoffeln.				
		—	„ 3 Pfund Fleisch . . .	—	36	—	—
		8	„ 1 Saß Viehsalz . . .	—	—	1	20
		10	„ Tabaksgarn . . .	—	—	—	12
		15	einen Wagenreif aufzuziehen	—	—	—	24
		16	den Tabak zu brechen angefang.				
		18	heute damit fertig geworden.				
			Aushülfe dabei 2 Tagelöhner				
			für 3 Tage . . .	—	—	2	24

Im Winter und wenn's Jahr herum ist, rechne ich Alles hinten in den Blättern zusammen, die zwischen die Geschichten geheftet sind, z. B.: was der Tabak, was die Spelz gekostet und gegolten, wie lang das Grünfutter gereicht hat, wie viel Heu ich gemacht, wie viel Dickrüben, ob das Futter gut ausreichte u. s. w., ich kann dann leicht sehen, wo im nächsten Jahre ab- und zuzugeben ist.

Michel: Das gefällt mir erst noch und wahrhaftig, ich mach's auch so. Aber was bedeutet die Tabelle dahinten.

Fritz: Das ist, was ich seit zehn Jahren sammelgefunden habe und was mir alle Jahre mehr zu gut kommt. Dort kannst Du z. B. sehen, wie viel meine Rübhe jährlich nöthig haben und was am besten füttert. Ich habe nämlich aufgeschrieben, wie lang ein Morgen grüner

Klee und das Heu davon für eine Kuh reicht, wie viel Heu man spart mit 1 Morgen Dickrüben, Kartoffeln u. s. w. und so bin ich darauf gekommen, wie viel man für eine Kuh bauen muß. Das schreib ich nun alle Jahre wieder in meinen Kalender, und ich wette darauf, wenn's der Kalendermann hineindrucken wollte, 's wär Manchen vom Nutzen, und mir wäre eine Müß' gespart.

Wenn Du es abschreiben willst, sagte Fritz, indem er aufstand, so will ich Dir den Kalender leihen. Jetzt muß ich heim, es ist schon spät und nicht mehr nöthig Dir noch weiter auseinanderzusetzen, wie es kam, daß ich alle Jahre etwas mehr übrig hatte und ein Ackerle um das andre kaufen konnte. — Wenn wir wieder zusammenkommen, zeig' mir Deinen Kalender. —

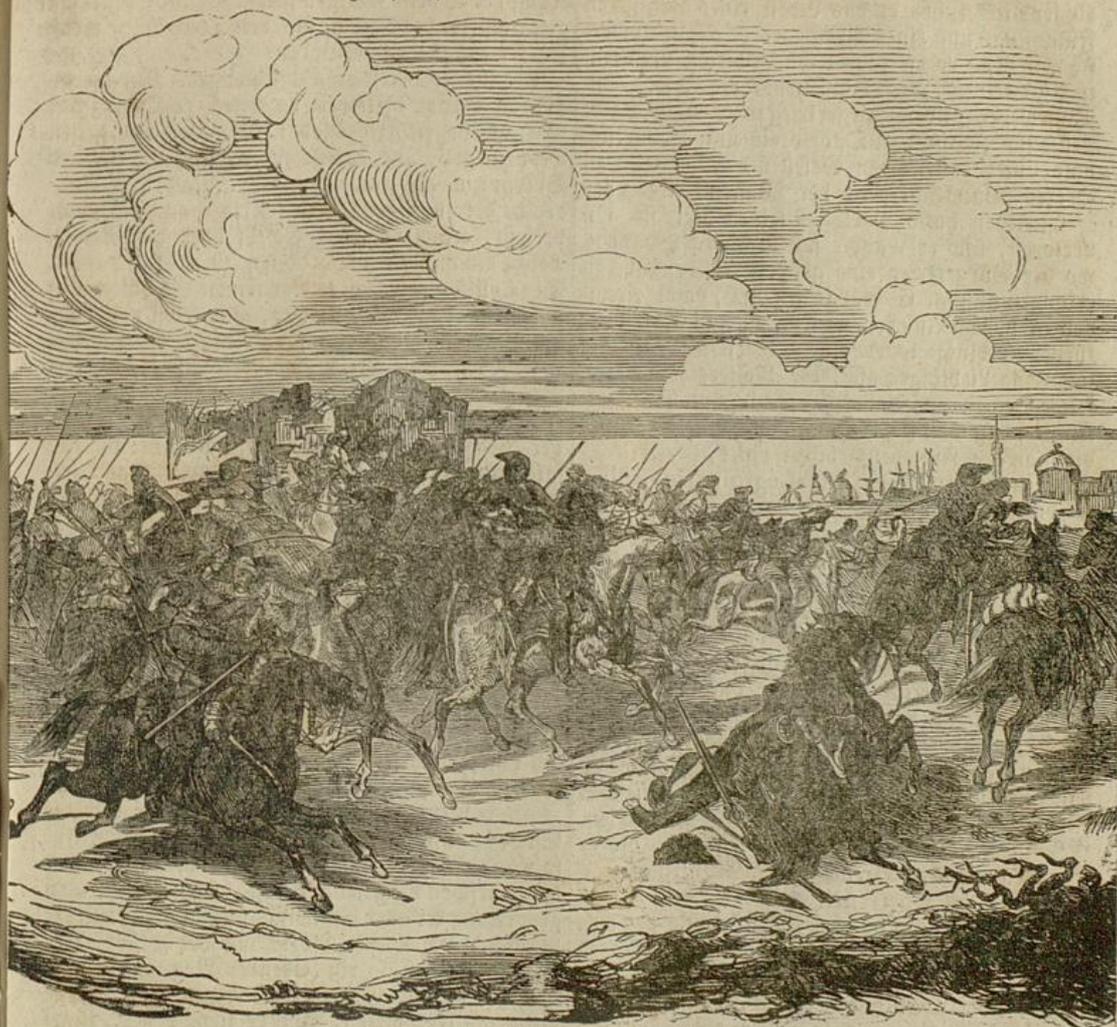
„Nichts für ungut, gute Nacht!“ sagte Michel, und machte sich auch auf zum Nachhausegehen. — Es war, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen, denn zum erstenmal leuchtete ihm die Aussicht in eine bessere Zukunft vor, es war ihm, als ob er nach wochenlangem Regen wieder einmal den Loden öffnete und ihm die helle Morgensonne tief und erquicklich in die Seele hinein schiene. Bisber hatte er sich mit verschlossenen Augen abgearbeitet, ohne Ziel und ohne zu wissen, was daraus wird, wie einer, der in dunkler Nacht ängstlich an einem Abgrund herumklettert, und dem es auf einmal Tag wird, er sieht, wie neben ihm der sichere Weg hinzieht, der ihn gewisser und schneller zum Ziele führt. —

Ich war doch immer oben an im Rechnen, als ich noch in die Schule gieng, dachte er auf dem Heimwege, und der Herr Pfarrer sagte oft: „am Michel ist ein Schullehrer verloren gegangen;“ aber daran hab' ich noch nie gedacht, daß ich das Rechnen in's Haus und die Deconomie brauchen könnte. Der Müller ist doch ein Pifficus, wie der Alles herausgeköchelt und eingetheilt hat! kein Wunder, daß es ihm gut geht, denn wenn's ihm fehlt, weiß er gleich wo, ich rechne in Zukunft auch! —

### Ein alter Spruch.

Wir leben — und wissen nicht wie lang;  
Wir sterben — und wissen nicht wann;  
Wir reisen — und wissen nicht wohin.  
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!  
Wir leben so dahin und nehmen's nicht in Acht,  
Daß jeder Augenblick das Leben kürzer macht.

**Iskender Beg,**  
ein Hauptanführer der Türken gegen die Russen.



Die Verwundung Iskender Beg's vor Cupatoria.

Unter den hervorragenden Führern der türkischen Armee wird neben Omer Pascha keiner mehr genannt und keiner von den Feinden mehr gefürchtet als Iskender Beg (eigentlich Graf Zeltinski) der Oberst der Baschi Bozüks. Schon sein Name allein ist ein Beweis, daß er den Orientalen den Eindruck einer ungewöhnlichen Erscheinung macht. Denn Iskender ist im Morgenlande ein HelDENname, den seit den Tagen Alexander's des Großen — Iskender heißt Alexander — ein Nimbus umgiebt. Der tapfere Georg Castriota, der in vielen Schlachten den Türken fürchtbar wurde, erhielt von ihnen den Namen Iskender Beg (Standerbeg), und der Erbe seines Namens, der Iskender

Beg des jetzigen Türkenkriegs, ist auf dem besten Wege, es dem gefürchteten Albanesen an kriegerischem Ruhm gleich zu thun.

Graf Zeltinski ist im Jahre 1812 in Bessarabien geboren und mithin ein geborener russischer Unterthan. Er ist von tartarischer Abstammung und soll den mohamedanischen Glauben bekennen. Die Bildung, welche er erhielt, war aber eine europäische. Die Verschwörung des russischen Adels, welche die letzten Lebensjahre Alexander's vergiftete, hatte ihren Sitz im Süden und wurde nie ganz entdeckt. In eine der geheimen Gesellschaften, welche in Bessarabien sich erhalten hatten, trat Graf Zeltinski. Die Verschworenen wurden verrathen und verhaf-

tet, doch er hatte das Glück, den Nachstellungen der russischen Polizei zu entkommen. Von diesem Augenblicke führte er das Leben eines politischen Flüchtlings und eines Abenteurers. Sein umherschweifendes Leben führte ihn zu vielen Ländern, nur zu keinem, wo Waffenruhe herrschte. Als Dom Pedro für den Bürgerkrieg in Portugal warb, stellte sich Zelinski in Oporto ein und machte sich bald unter den wilden Gesellen des pedritischen Heeres bemerklich. Mit der Waffenstreckung der Miguelisten hatte Portugal seinen Reiz für ihn verloren, und er wandte sich nun nach Spanien, wo der Bürgerkrieg eine größere Ausdehnung zu erlangen anfing. Es war in der Zeit, da die Fremden in hohem Ansehen standen und in Truppenkörper vereinigt wurden. Graf Zelinski wählte sich seine Lieblingswaffe, die Reiterei, und gab solche Beweise von Todesverachtung und Entschlossenheit, daß man ihn wählte, eines der Freikorps, die man aus Fremden gebildet hatte, der Kriegszucht zu unterwerfen. Die Légion provisoire, an deren Spitze er trat, hatte den übelsten Ruf. Allerdings stürzte sie sich mit Wuth in den Kampf, machte sich aber durch ihre Zügellosigkeit zur Geißel des Landes und ermordete regelmäßig die Offiziere, welche sich anmaßten, Ordnung einzuführen. Man erwartete jeden Tag zu hören, daß Graf Zelinski das Schicksal aller seiner Vorgänger getheilt habe. Man hörte das Entgegengesetzte, daß er die wilde Legion gebändigt habe. Wenn alle murrten, ließ er den Schlimmsten vortreten und schoß ihm eine Kugel vor den Kopf. Das wirkte. Dadurch imponirte er seinen gefesselten Soldaten so gewaltig, daß sie ihm blindlings und sogar mit Begeisterung gehorchten.

Zelinski hatte sich elf Orden erkämpft, als er Spanien vor der Beendigung des Bürgerkriegs verließ. Was ihn forttrieb, ehe der letzte Schuß gefallen war, kann nur die Zurücksetzung gewesen sein, die den Fremden von den nationalstolzen Spaniern zu Theil wurde. Die unangenehme Stille, die in Europa herrschte, bestimmte ihn, nach dem Orient zu gehen. Zwei oder drei Mal war er in Algier, natürlich immer in Zeiten, in die größere Unternehmungen der Franzosen fielen. Die Gerüchte, die sich über einen nahen Zusammenstoß der Engländer und Russen in Asien verbreiteten, lockten ihn nach Herat, wo er der Belagerung beiwohnte. Hier in seiner Erwartung getäuscht, wandte er sich nach China und machte die dortigen Feldzüge mit, ohne Befriedigung zu finden, da die Chinesen sich gar zu schlecht schlugen. Er kehrte nach Algier zurück und ersocht sich in den letzten Kämpfen mit Abd-el-Kader den Orden der Ehrenlegion. Die Revolutionsbewegungen von 1848 und 1849 stellten ihm die vollste Befriedigung seiner kriegerischen Leidenschaft in Aussicht. Es begegnete ihm, der bisher stets eine siegreiche Sache

vertheidigt hatte, daß er sich einer zum Untergange bestimmten Partei anschloß. Die Magyaren, deren Kampf er zu dem seinigen gemacht hatte, unterlagen und Zelinski betrat mit den Trümmern ihres Heeres den türkischen Boden.

Männer wie er waren willkommen. Mit einem höhern Grade bekleidet, begleitete er Omer Pascha auf dessen Feldzügen in Bosnien und gegen Montenegro, und erwies sich zugleich als kühner Soldat und als guter Feldherr. Nach dem Ausbruche des türkisch-russischen Kriegs an die Donau versetzt, erhielt er den Befehl über die Reiter, welche die äußersten Vorposten zu besetzen hatten. Die Tollkühnheit, mit der er seinen Soldaten weit voran in den Feind sprengte, war selbst den Türken so räthselhaft, daß man einige Zeit glaubte, er suche auf diese Weise eine Gelegenheit, zu den Russen überzugehen. Seine Reiter hatten Anfangs Furcht vor den Lanzen der Kosaken, aber Iskender Beg kehrte das Verhältnis bald um: die Kosaken fürchteten sich vor seinen Reitern. Das Treffen von Esetate machte ihn auf längere Zeit kampfunfähig. Umer den ersten Angreifenden der vorderste, nahm er das Dorf Esetate im Fluge, hieb und ritt nieder, was ihm in den Gassen von Russen begegnete, brach aber bei einem Sturz mit seinem erschossenen Pferde mehrere Rippen und konnte wochenlang das Lager nicht verlassen. Seine Widerherstellung lassen die Niederlagen erkennen, die er den Feinden in der kleinen Wallachei zugefügt hat. Die Baschi Bozüks, die man allgemein für untauglich hält, machen sich unter seiner Führung sogar der regelmäßigen russischen Reiterei fürchtbar.

Um das zu erreichen, mußte man aber auch die Sache so anfassen, wie er es that. Als er zum Anführer dieser Horden ernannt wurde, hatte keiner der Burschen die geringste Lust, seinen Befehlen zu gehorchen. Er aber wußte sie dennoch zu dressiren. Verstand der Baschi Bozuk mit der Pistole sein Ziel zu treffen, so riß Iskender Beg ihm dieselbe aus der Hand. Gib her, du Hund. Ich schiße besser als du, schrie er und er schoß besser. Warf der Baschi Bozuk die Lanze gut, so warf Iskender Beg sie besser. Hieb er im Galopp einen Apfel entzwei, so schnitt Iskender Beg's Säbel den Apfel in zwei gleiche Hälften. Auf diese Weise verschaffte er sich die Achtung dieses Gesindels. Als er ihrer Achtung gewiß war, ließ er jeden Feigen oder Widerspenstigen durchprügeln oder zählte ihm eigenhändig etliche Hiebe mit der flachen Klinge auf.

Im Frühjahr 1855 hat er sich durch seine Ausfälle von Eupatoria aus wieder vielfach ausgezeichnet. Wie überall so war Iskender Beg auch hier stets da, wo es am Heftigsten herging und wo er sich zeigte, wichen die Feinde. Am 20. März hieb ihm im Handgemenge ein Russensäbel drei Finger der rechten Hand ab, so daß ihm der Säbel entfiel.

Ein Mißfreiter rächte ihn bald, auf unserer Abbildung sehen wir, wie sich der Russe mit seinem Gaul am Boden wälzt. Seine kräftige Gesundheit überwand auch diesen neuen Schlag. Als er nach langer Zeit zum ersten Mal vor der Front seiner Reiter erschien, ernannte ihn der Obergeneral zum Pascha und da ihm der Zeigefinger unversehrt geblieben ist, so schwingt er seinen Pallasch schon wieder eben so kräftig wie früher.

### Ein Reiseabenteuer.

Ein Doktor und ein Apotheker machten einmal in unserm badischen Lande, — man sagt dem Kalendermann, es sei in dem schönen Murgthal gewesen, — eine Fußreise miteinander. Sie aßen gut, und tranken gut, gingen an wenig Orten vorbei, wo der liebe Gott, oder vielleicht auch der L. . . . einen Arm herausstreckte, und hielten gute Freundschaft. Warum auch nicht? Diese beiden Menschenkinder sind ja von jeher gute Freunde gewesen, wo sie ihr Handwerk recht verstanden haben. Nach einem guten Nachtquartier also brachen sie früh Morgens wieder auf, trabten etwas schwermüthig neben einander her, klagten über schwere Beine und Blasen an den Füßen, und ruhten schon nach einer guten Stunde in kühlter Morgenluft am Rande eines Wäldchens aus. Da betrachtet der Apotheker seine Stiefel, springt zornig auf, und ruft aus: Der verdammte Kellner, der Cujon hat mir beim Putzen meine guten Stiefel weggeputzt und andere dafür hingestellt, aber wart! ich will den Kerl erwischen! und, während der Doktor sich in aller Bequemlichkeit ein Pfeislein stopft und gähnt, wie Einer, der nicht lange genug geschlafen hat, macht jener sich hinkend und suchend so schnell es gehen mag auf den Rückweg. Der Doktor streckte unterdessen seine kurzen Beine vor sich, so weit sie reichten und blieb liegen.

Nach zwei Stunden, die ihm recht angenehm verstrichen waren, denn die Pfeife war ihm ausgegangen, und er hatte etwas von dem abgebrochenen Morgenschlaf wieder eingebracht, sieht er von weitem den Reisegefährten dahertraben, ebenso mühsam und hinkend als er fortgegangen, aber noch zorniger.

Der Kerl im Wirthshaus will nichts von meinen neuen Stiefeln wissen, ruft er von Ferne schon dem Doktor zu, und wenn ich nicht mit meinen geriesterten und gesteckten Stiefeln mich aus dem Staube gemacht hätte, so hätte er mir von ein paar Flegeln von Hausknechten wohl auch noch grüne und blaue Fleck auf den Buckel setzen lassen. Jetzt rath mir Freund! was fang ich an?

I wais nit, sagt da der Doktor, sich die Augen ausreibend, i mat, i heb au andri Stiefel a, die

sind aber funkelnagelneu, und die meine sind geriestert gwee. Und siehe da, mit einem Satz reißt der Apotheker die geriesterten Stiefel des Doktors, denn diese waren es, wie der Leser wohl längst errathen hat, von den Füßen, wirft sie ihm wüthend den einen nach dem Kopf, den andern auf den Bauch, packt drauf den Doktor an den Füßen, und wenn dieser sich nicht noch an einer Hecke festgehalten, und die Beine nicht fester angewachsen gewesen wären als die Stiefel, so hätte er ihm gar die armen Beine aus dem Leibe gerissen.

Item: Der Doktor ist ein guter Kerl, und war nur froh darum, daß er so noch zu einem guten Morgenschläfchen gekommen war, und wurde dem Apotheker nicht böse.

Freilich an jedem andern Morgen sah der Apotheker genau nach, ob der Doktor auch die geriesterten anhatte, und auf dem Heimwege versprachen sie einander feierlich, einander nicht zu verrathen, und doch hat's der Kalendermann von Einem erfahren, dem zwar nicht jedesmal etwas Wahres über die Zunge geht, aber doch diesmal.

### Kurze Geschichten.

In einem Oberländer Städtlein lebte zu Zeiten ein Künstler von der Nadel; die Kunst meinte er wohl zu besigen, aber es ging ihm doch die rechte Grund- und Unterlage der Kunst, — nemlich das Sigleder etwas ab, und wenn er so daheim seine Befehle erteilt hatte, so ging er gar gerne bei Zeiten d. h. um zehn, halb elf Uhr Vormittags in die „elße Meß“ zum Dreikönigwirth oder zu einem Andern, wo es ein Schöppllein guten Ahter gab. Freilich gab's auch unterschiedliche Redensarten dabei, grade und krumme, stumpfe und scharf spizige. Besonders unser Schneiderlein wußte mit Wortstichen, die ja ohnedies halb in sein Fach einschlugen, weidlich umzugehen, und so weiter. Ein Wort gab das andere, die Better Kürschner und Schuhmacher, die dabei waren, hatten besonders von dem bösmäuligen Schneiderlein zu leiden, endlich kam eine Faust aus dem Sack, und, wer weiß wie, dem Künstler an's linke Ohr, dann die zweite Faust, und so fort. Kurz und gut, der gute Stichelredner kam endlich ziemlich grün und blau gebeißt noch glücklich davon, hatte aber daheim keinen Appetit zum Mittagessen, sondern legte sich in die obere Kammer und dachte: Wanns nur nicht heraus kommt! Aber siehe da: S'ist halt nichts so fein gesponnen, kommt doch endlich an die Sonnen! denn am andern Abend war schon im Tagblatt zu lesen: Thurmgasse Nr. — ist frisch und gut gegerbtes Bockleder wohlfeil zu haben. Liebhaber wollen sich einfinden.

Item: Die Geschichte mit dem Bockleder wäre

recht gut gewesen, wenn er sich nur selbst ein größeres Sigleber daraus zurecht gemacht hätte.

Soll aber auch nicht der Fall gewesen sein.

Folgendes Brieftlein ist dem Kalendermann zugeschickt worden für den hinkenden Boten. Der Kalendermann versteht zwar nicht Alles darin, aber soviel läßt sich doch daraus abnehmen, daß unsere Schulen kein Ueberfluß sind, und daß es Manchem, der nimmer in die Schule geht, besser anstünde, daheim hinterm Tisch Buchstaben, auf die Rechenstafel zu malen, und Wörtlein zusammenzubuchstabieren, als sich vom Wirth an die Tafel malen zu lassen, und am Wirthstisch die Kreuz und Eckstein und die Trumpf zusammenzuzählen, und das Geld für's Brot der hungrigen Kindlein auf den Kartentisch zu werfen. Das Brieftlein lautet:

Ich J. H. Weber, ledig von K. schickt Ihnen eine sendete nerfnung seinem anliegen zu, In einer sehr bemühenden anliegen schrieb ich Euch mein bemühentes anliegen,

Ich treibe seit dem das Ich bei ihnen Zahlung rest geleistet habe, an dieser summe rest von den Zins rest, doch habe Ich wilens bei nächsten Zahlung leisten, wier haben Holz Geld verfolnes und dann wierd es an Euch persehnlich Ich an Euch senden.

Ich entschuldige mich vielmahl  
von K. J. J. H.  
Weber.

Ein junger Mensch hatte es im Klettern so weit gebracht, daß er auswendig um einen hohen Thurm herumklettern konnte.

Er ließ sich in diesem Kunststück vor einem Könige von England sehen, und erwartete dafür eine namhafte Belohnung. Der König aber antwortete, er werde dem Künstler eine Urkunde ausstellen, kraft welcher er allein im ganzen Königreich das Recht haben sollte, diese Kunst auszuüben.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wollte Erzherzog Sigmund von Oestreich, der immer in großer Geldnoth war, die österreichischen Lande im Breisgau an Baiern verpfänden. Als ein bairischer Ritter, welcher dieses Geschäft besorgen sollte, durch das Breisgau ritt, sah er eine Rittersfrau vor ihrem Schlosse unter einer Schweinherde sitzen. Auf seine Frage, warum sie dies thäte, antwortete sie: „Da wir bairisch werden sollen, so übe ich mich vorher etwas in der bairischen Mundart.“

Dies beweist, daß die Baiern nicht erst in Kurhessen sich einen Namen erworben haben.

Im Jahr 1548 wurde Konstanz, das den evangelischen Glauben angenommen hatte, von den Spaniern gestürmt. Auf der Rheinbrücke gab es einen hartnäckigen Kampf. Besonders zeichnete sich

unter den Vordersten ein Konstanzer Metzger aus, der mit seinem wuchtigen Schwerdt gewaltig unter den andringenden Feinden aufräumte. Rings um ihn lagen die Leichname. Da unterliefen ihm endlich zwei Spanier die Klinge, packten ihn von unten, und er war nahe daran rücklings zu fallen. Mit einem letzten Zusammenraffen aller seiner Kräfte reißt in diesem Augenblicke unser Konstanzer die beiden Feinde an den Rand der Brücke, und begräbt sich mit ihnen in den Fluthen des Rheines.

Auf den Bericht des Ober- und Oberforstamtes N., auch Spezialates S., vom 9. dieses Jahres, ist der Schulmeister Brenner von Obereggenen mit seiner wegen der ihm niedergelegten Treibung seiner Geise auf die Waide führenden Beschwerde ab- und dahin anzuweisen, daß er eine Kuh gleich seinen Vorfahren halten solle.

..... Juni 1772.

8—

Herr von S., ein Landedelmann, hatte in seinem eigenhändig niedergeschriebenen und bei einem Gerichte niedergelegten Testamente unter anderen Legaten auch folgendes gemacht: „Mein ehrlicher Schulmeister N. bekommt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt, er macht zu viel Schändel dazwischen, und die sind mir sehr fatal zu hören.“

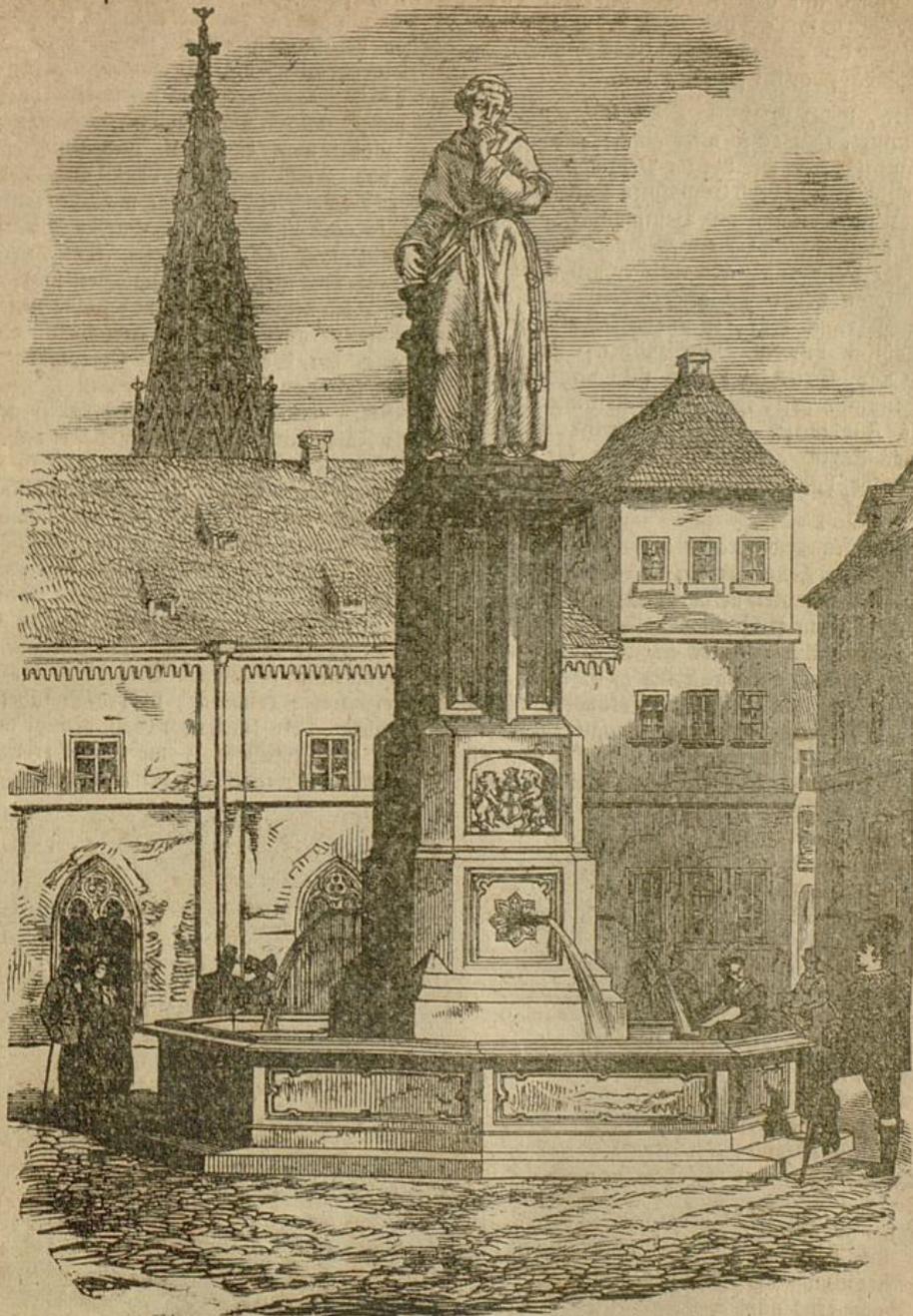
Ein berühmter Doctor, welcher sehr geizig war, hatte seinen Hof pflastern lassen. Der Meister konnte lange nicht zu seinem Geld kommen. Endlich stellt er sich dem Doctor vor die Thür, als dieser eben wieder ausfahren wollte, und hält ihm seine Rechnung entgegen. Ihr Varenhäuter, ruft ihm der Menschenficker entgegen, ihr habt mir mein Pflaster so schlecht gemacht, daß ihr Erde drüber decken müßet, um eure Pfscharbeit zu verbergen, und nun wollt ihr dafür noch theuer bezahlt sein? Herr Doctor, antwortete schnell der Steinfeger, es gibt noch viel mehr Pfscharbeit, die man mit Erde zudecken muß, und sie muß doch theuer bezahlt werden.

Der gute Mann griff schweigend in die Tasche, bezahlte den theuern Meister ohne Abzug, und fuhr in aller Stille seines Weges.

#### A l l e i.

Rechten, spielen, prächtig bauen,  
Bürge werden, viel vertrauen,  
Ueber seinen Stand sich zieren,  
Gäste halten, bankettiren,  
Biel' der Hund' und viel der Rossen,  
Uebrig viele Hausgenossen,  
Gleichfalls löfflen, bublen, naschen,  
Macht leere Rachel und leere Taschen.

Das Pulver und seine Anwendung auf die Schußwaffen.



Berthold Schwarz Denkmal in Freiburg im Breisgau.

Wer das Pulver nicht erfunden hat, und nicht erfunden hätte, wenn es noch zu erfinden wäre, das weiß jede Kaffeeschnecker und jeder hochweise Kannegießermeister hinterm Dedelglas, aber wer es erfunden hat, darüber sind Gelehrte und Ungelehrte bis dato noch in erstedlichem Zweifel. Aber, — wird der geneigte Leser sich lachend vernehmen lassen — das weiß ja in Freiburg im Hink. Bote 1856. D

Breisgau jedes Kind, daß sie den Kottel von dem Brunnen auf dem Franziskanerplatz haben heruntersteigen lassen, und dafür den weltbekanntesten Erfinder des Schießpulvers, den Mönch Berthold Schwarz darauf gestellt haben.

Gedul, lieber Leser, so geschwind fahren wir diesmal nicht. Ist es ja nicht einmal wahr, daß der Mann auf dem Freiburger Brunnen Berthold Schwarz heißt, sondern Constantin Anckliger, und weiß man nicht einmal mit Bestimmtheit, ob derselbe ein Freiburger oder ein Mainzer Kind war.

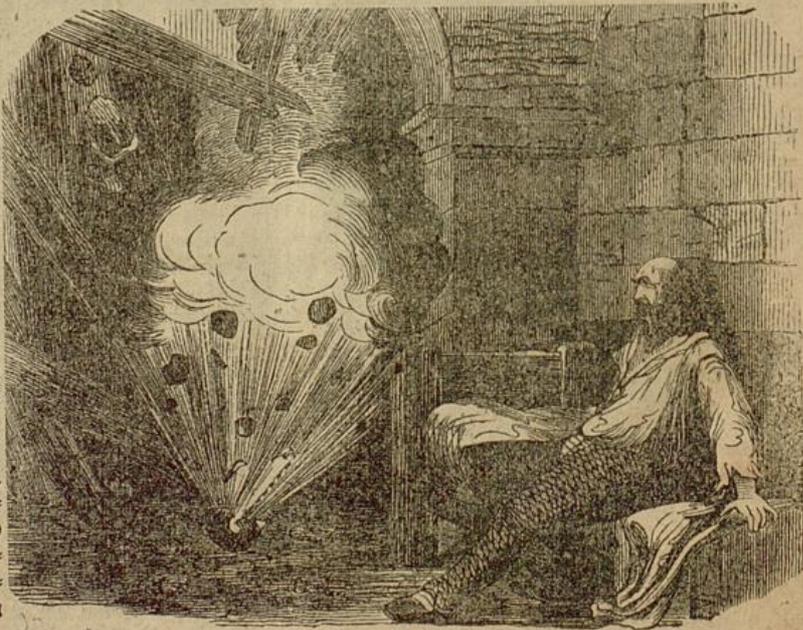
Daß die Mischung, aus welcher unser Pulver besteht, schon vorher bei andern Völkern bekannt und im Gebrauch war, ist unzweifelhaft, jedoch wahrscheinlich nur als Mehlpulver, nicht als Korn. Die Griechen hatten 668 nach Christo das sogenannte griechische Feuer erfunden, welches als Zündmittel gegen den Feind und die feindlichen Schiffe geschleudert, sogar die Eigenschaft gehabt haben soll, unter dem Wasser zu brennen.

Die Chinesen und Araber bedienten sich einer solchen Masse zu Feuerwerken, und letztere schossen schon 1331 in Spanien steinerne Kugeln aus eisernen Mörsern, und selbst in Deutschland, im Harzgekirge, gebrauchte man es um dieselbe Zeit als Sprengmittel in den Bergwerken zu Goslar.

Darum aber soll dem Franziskanermönch zu Freiburg sein Verdienst nicht geschmälert werden, denn jedenfalls scheint es gewiß, daß er von all diesen jetzt bekannten Dingen, von dem Gebrauch des Pulvers bei andern Völkern und von dessen Wirkung wenig oder gar nichts gewußt, und daß er durch eigenes Nachdenken und Forschen, verbunden mit einem helfendem Zufall, auf die Sache gekommen ist. — Hätte er sich einen Begriff machen können von der Gewalt des Pulvers, so hätte er sicherlich kein Feuer in die Nähe seines Gemenges gebracht, und die Wirkung desselben hätte ihn nicht so überrascht, wie die nebenstehende Abbildung zeigt.

Die Sache ging nämlich so zu: Unser Mönch beschäftigte sich, wie damals gar Mancher seinesgleichen, in seinem Kloster mit allerlei Mi-

schungen, Kochungen, Schmelzungen, wie die Wissenschaft, die wir heutzutage Chemie nennen, es jetzt noch thut, nur freilich auf einem festern Boden als damals. Bald wollte man Arzneien zusammenbrauen, die alle Schäden heilen, oder gar den Menschen wieder zu den neunhundert neun und sechzig Jahren Methusalem's verhelfen sollten, bald wollte man Edelsteine und Gold machen, denn das „reich werden wollen“ war von jeher eine schwache Seite des Menschenherzens, und wenn es auch unter einer schwarzen Kutte steckte. Ist's nicht noch so? lieber Leser. Also unser Franziskanerbruder trieb auch lange Zeit solche Künste in seiner Klostersinsamkeit, und kochte und knetete und stampfte alles Mögliche zusammen. Daß dabei auch der Schwefel eine Hauptrolle spielte, versteht sich von selbst, denn er ist ja gelb, wie das Gold, und der Mensch geht ja so gern der äußern Farbe nach. Andere meinen, er habe daran gearbeitet, das bisherige Mehlpulver in Körn. er zu verwandeln. So hatte er im Jahr 1354 eines Tages auch wieder Salpeter, ein damals seit 8—900 Jahren bekanntes Salz, Kohlen und Schwefel in einem Mörser zusammengestampft, und Steine darauf gelegt. Zufällig brachte er Feuer in die Nähe, ein Funke fiel in sein Gefäß, und die ganze Steinladung flog unter furchtbarem Krachen an die Decke. Das hatte der Mönch nicht erwartet; erschreckt, überrascht fährt er zurück, aber — ein denkender Geist benutzte den Fingerzeig des Zufalles — die Sache erregte sein Nachdenken, er wiederholte den Versuch mit gleicher



Wirkung, nahm, statt des weiten Mörsers, engere Metallröhren, und die Sache machte ein so großes Aufsehen in der Welt, wurde so mit forschender Begierde und firebsamer Thakraft ausgedrückt, daß damit in kurzer Zeit die ganze Jahrtausende alte Bewaffnungsweise für den Krieg, ja die ganze Art der Kriegführung selbst über den Haufen fiel.

Der Harnisch, der Schild, die Arm- und Beinschienen, die bisher hinreichenden Schutz gegen Schleuder, Pfeil und Lanze gewährt hatten, waren von nun an ohne Nutzen und ohne Zweck. Die Schlachten der Völker, in denen bisher Mann gegen Mann, Brust an Brust war gefochten worden, in denen deshalb auch durchschnittlich der Stärkere, Zahlreichere den Sieg davontrug, in denen aber gerade in solchem erbitterten Kampfe des Einzelnen gegen den Einzelnen auf Leben und Tod fortgerungen, fortgeschlagen, fortgewürgt wurde, bis die ermatteten Arme der Kämpfenden den Dienst versagten, und Tausende von Erschlagenen die Wahlstatt bedeckten, diese Schlachten gewannen jetzt eine ganz andere Gestalt. Bald kamen Mörser und Kanonen, zuerst nur bei den Belagerungen der Städte in Anwendung, Donnerbüchsen, Feldschlangen, Kartthausen, Falkonette, oft in Gestalt von Thieren geformt, waren größere und kleinere, feinere, mehr als zentnerschwere, und eiserne Kugeln auf den Feind, — Doppelhafen, auf dreibeinigen Gestellen, Handbüchsen, Musketen waren leichtere, aber immer noch sehr schwerfällige Waffen, welche etwa viertelstündige Kugeln schossen. Abgeseuert wurden sie, wie jetzt noch die Kanonen, anfangs mit freien Lunten, dann mit Luntenschlössern, Radenschlössern, Hahnenschlössern, in unserer Zeit durch Zündhütchen und Zündnadeln. Daß das Schießgewehr bis auf unsere Tage an Größe, Form und Einrichtung mancherlei, immer größere Verbesserungen erfahren hat, ist bekannt. Das Pulver hat also der Freiburger Mönch, der von nun an, etwa weil man solche Künste damals für Schwarzkünste hielt, und man solche Künstler „schwarze Baritel“ nannte, Berthold Schwarz hieß, für den Gebrauch zubereitet und so das Schießpulver erfunden. Man hat zwar in neuester Zeit auch die Baumwolle so zu bearbeiten gewußt, daß sie eine der Wirkung des Pulvers ähnliche hervorbringt, aber die Sache scheint denn doch noch, besonders wegen der leichten Entzündlichkeit der Baumwolle, ihr Häkchen zu haben, und vorderhand müssen wir uns noch mit unserm bisherigen Pulver begnügen.

Bis zu welcher Vollkommenheit man es übrigens in unsern Tagen in diesem Artikel gebracht hat, beweisen die kriegführenden Völker in der Krümm, — und welche Fertigkeit im Gebrauch der Schießwaffen

der Mensch erlangen kann, zeigen uns unsere Büchsenhüzen in jedem kleinen Städtlein, zeigen insbesondere die Schweizer und Tirolerschützen, vor allen aber die Bewohner von Kentucky in Nordamerika, welche um den Pelz des Eichhörnchens nicht zu verlegen, mit ihrem Karabiner den Zweig abschießen, auf dem das Thier sitzt, damit es von der Erschütterung und dem lähmenden Schrecken zur Erde fällt. Ja noch mehr, sie schlagen einen Nagel etwas über die Hälfte in ein Brett, und treiben ihn vollends mit der Kugel ihres Karabiners ein, wobei unter 12 Schüssen 5 — 6 treffen. Das heißt man doch den Nagel auf den Kopf treffen! Oder sie puzen das Licht fein säuberlich mit der Karabinerkugel, besser als der wohlgenährte Wirth, dem Großvater es mit der Lichtpuze kann, und dem geräth es doch auch unter sechsmal fünfmal, — nemlich, daß er das Licht wegpust mitsammt dem Ruspuzen.

Davon wollen wir gar nicht reden, wie die Engländer durch Pulver ganze Berge in's Meer gesprengt haben, nicht davon, daß gewisse Leute, die sich gerne die Helfer gegen alle Revolution nennen möchten, einmal den König von England mit seinem ganzen Parlament beinahe zu einer Sitzung durch die Luft in den Mond geschickt hätten, auch nicht davon, daß denn doch mit Pulver und Blei nicht alles möglich ist, wie der alte englische Eisenfresser erfahren hat, als er mit langer Nase von der russischen Festung Kronstadt hat abziehen müssen, aber davon wollen wir, lieber Leser, wenn dir der Geduldsfaden noch nicht ausgegangen ist, noch reden, welche Veränderungen in der Welt und insbesondere in der deutschen Welt das Pulver bewirkt hat.

Bei den alten Deutschen war das Kriegshandwerk Sache eines jeden freien Mannes. Es war für ihn Pflicht und Recht zugleich. Speere, Lanzen, Bogen und Pfeil, Schleuder, Streitkolben, Schwert und Schild waren seine Trug- und Schutzwaffen, und bald schmückte sich der Krieger mit dem Helme und flatterndem Haarbusch, schützte sich mit Panzer und Harnisch, mit Eisenschienen an Armen und Beinen. Aber mit der Ausbreitung und Herrschaft fränkischer Sitte und Verfassung kam das Lehens- und in Folge dessen das Ritterwesen über unser deutsches Vaterland, und hinfort war das Waffenhandwerk nur noch Vorrecht eines einzelnen bevorzugten Standes.

Der Landmann, der gewerblustige Städter, der handeltreibende Wanderer, sie alle standen fortan unter dem Bann ritterlicher Gewalt, und ungestrast, unerreicht in ihren Felsenburgen trieben die Raubherren rings im deutschen Lande ihr schlimmes Wesen.

Da erfand das Freiburger Mönchlein in seiner stillen Klosterzelle das Pulver, und der Knall

seines krachenden Mörsers war wie ein Krachen das da hindurchgegangen wäre durch die Felsenfundamente aller deutschen Burgen, war wie das erste weissagende Dröhnen ihres von nun an unaufhaltsamen Einsturzes. Von der Stunde an war kein solcher Felsenort mehr sicher vor dem Gerechtigkeit fordernden Donner der Karihauen, von nun an begannen die Steine der Burgen aus den Fugen zu gehen, und zu Trümmerhaufen zusammenzusinken. Zwar hatte vorher Kaiser Rudolf an den Burgen vieler Raubritter kaiserliche Gerechtigkeit geübt, allein die Anwendung des Pulvers fand besonders in den deutschen Städten ihre Ausbreitung und Vervollkommnung, und dadurch stand der bisher allen Mißhandlungen ausgelegte Städter, nicht mehr wehrlos dem trotigen Rittersmann gegenüber, und manche stolze Burg sank vor der Eisensstimme städtischer Feldschlangen und Donnerbüchsen in bescheidene Trümmer. So wurde durch Bertholds Erfindung das bürgerliche Element in Deutschland gehoben, und dem Unfug des Raubritterwesens ein wohlverdientes Ende gemacht.

Das Pulver, wie es heutzutage verwendet wird, besteht gewöhnlich aus  $\frac{6}{8}$  Salpeter,  $\frac{1}{8}$  Kohle, und  $\frac{1}{8}$  Schwefel. Bei der Entzündung verbindet sich die Kohle mit dem Sauerstoff des Salpeters, und bildet so Kohlenäure, und diese besigt die ungeheure Ausdehnungskraft, welche als die Wirkung des Pulvers sich äußert.

### Die Krippen.

F. Marbeau (sprich Marbo) lebt in Paris und ist ein sehr wohlthätiger Mann, ein Freund der Armen und thätiger Beförderer jeder Einrichtung, welche den Zwed hat, Unglück, Leiden, Mangel und Noth zu verhüten und die schwere Last der Armuth zu erleichtern. Er ist Mitglied mehrerer wohlthätigen Vereine und nimmt sich besonders auch der Kleinkinder-Bewahranstalten eifrig an. Als er nun im Jahr 1844 einmal über diese einen Bericht abzufassen hatte, dachte er darüber nach, wie lieblich man doch über die Kinder der armen Volksklassen wache. Von 2 bis 6 Jahren nimmt die Kleinkinder-Bewahranstalt dieselben auf, beaufsichtigt sie im Namen der durch Arbeit verhandelten Eltern, unterhält sie auf geeignete Weise und bereitet sie spielend zum künftigen Schulunterricht vor; später sind die Kinder in der Schule untergebracht bis sie das 13. oder 14. Lebensjahr erreicht haben und mit der Schule in der Regel auch das eitleiche Haus verlassen. Bei diesem Gedanken fiel unserm Marbeau auf, daß man nicht auch ebenso sorgsam sei für die Kinder in der Wiege, da doch diese in der ersten Zeit ihres Lebens der sorgfältigsten und unaufhörlichsten Pflege und Aufsicht bedürfen. Ach, dachte er, diese Kinder sind wohl am besten in den Armen der liebevollen Mütter aufgehoben, sie ist die beste Pflegerin und Wärterin ihres Säuglings. — Gut, das ist wahr! — Aber, wenn die Mutter gezwungen ist, außer ihrer Wohnung, etwa in einer Fabrik, zu arbeiten, wenn sie eine Bäuerin ist, welche den ganzen Tag auf dem Felde schaffen soll, um ihre Ackerstücke in gutem Zustand zu erhalten, was geschieht dann mit dem armen Kleinen? Freilich helfen sich da leider sehr viele Mütter dadurch, daß sie den Säugling der Aufsicht eines nicht viel älteren Bruders oder Schwesterchens anvertrauen.

Aber gerade das ist ja ein so großes auch in unserem Lande so sehr besagter Mißstand, weil die Folgen davon in der Regel eben so schädlich sind für das Kleine, welches besorgt werden soll, als für das Größere, dem die Sorge übertragen ist. Der Säugling wird nicht gehörig überwacht und gepflegt, weil sein Hüter noch selbst ein Kind ist, dem die erforderliche geistige und körperliche Kraft und die nöthige Erfahrung mangelt. Außerdem ziehen sich die zur Beaufsichtigung aufgestellten Kinder, welche selbst noch der Aufsicht und Leitung bedürfen, sehr oft körperliche Mißghaltung zu, und werden der Schule entzogen und dadurch ihre Erziehung und ihr Unterricht vernachlässigt, was so manche Beschwerden der Schulbehörden täglich hervorruft, und den Kindern ihr ganzes Leben lang einen sehr beherzigenswerthen Nachtheil bringt.

So etwa mochten die Gedanken des edlen Marbeau gewesen sein, welchem dieser große Uebelstand gar vielen Kummer machte. Um denselben genauer kennen zu lernen und ihm so viel als möglich abzuhelfen, machte er nun von Paris aus mehrfache Besuche auf dem Lande. Da kam er eines Abends in einen Landort und trat in die Hütte einer armen Bäuerin. Auf dem Fußboden einer armseligen, aber reinlichen Kammer spielten fünf Kinder vom zartesten Alter. Hier entspann sich nun zwischen Marbeau und der Landfrau folgendes Gespräch: „Diese Kinder gehören wohl nicht alle Euch selbst an?“ — „Nein, keines; ich habe nur eine bereits erwachsene Tochter, welche mir in meinem Geschäfte Hülfe leistet, wenn sie keine Tagelohnarbeit gefunden hat.“ — „Wem gehören diese Kleinen hier?“ — „Es sind Kinder armer Mütter unseres Ortes, welche auf dem Felde arbeiten müssen; unterdessen sind mir die Kleinen zur Aufbewahrung anvertraut.“ — „Wie viel bekommt ihr gewöhnlich zur Aufbewahrung?“ — „Sechs oder sieben, auch acht, denn die Kinder über zwei Jahre nimmt die Kleinkinder-Bewahranstalt auf, welche mir deshalb starken Eintrag thut.“ — „Was zahlt man Euch jeden Tag für ein Kind?“ — „Zwei Kreuzer für die Aufbewahrung und drei Kreuzer für solche Kinder, welchen ich die Nahrung reichen muß.“ — „Worin besteht die Nahrung, die ihr den Kindern gebet?“ — „In Milch, Wasser, Weißbrod und Suppe, auch leichten Gemüsen und Mehlspeisen nach Verhältnis des Alters.“ — „Auf welche Art ernährt ihr die Kinder, welche noch gesäugt werden?“ — „Deren Mütter kommen in den Ruhestunden zu diesem Zwecke zu mir.“ — „Wer besorgt die Wäsche?“ — „Die Mutter bringt in der Frühe mit dem Kinde auch die für dasselbe nöthige Wäsche, und nimmt Abends mit dem Kinde die schmutzige Wäsche wieder fort.“ — „Dreihet ihr dieses Geschäft schon lange?“ — „Seit ich arm und Wittwe bin.“ — „Ihr standet also früher in bessern Vermögensverhältnissen?“ — „Ach freilich! mein verstorbener Mann war der reichste Bauer dieses Ortes und ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter, aber als er sich später den sogenannten Weltverbessern anschloß, sich mehr mit Zeitunglesen und Politisiren, als mit seinen Feldern abgab, in Wirthshäusern seine meiste Zeit zubrachte, und die Bebauung seiner Güter fremden Leuten überließ, da nahm unser Vermögen immer mehr ab, und wir suchten endlich in der Auswanderung nach Afrika unsere Rettung. Wir hatten noch so viel Vermögen, um uns als Colonisten in der Stadt Oran niederlassen zu können, denn außer den damals hiezu geschlich erforderlichen 2000 Franks\*) war uns noch etwa ebensoviel von unserm großem Vermögen übrig geblieben; allein mein Mann wurde auf dem Schiffe von einem heftigen Wechselfieber befallen, welches ihn noch in Oran lange an das Krankenlager fesselte; der Rest unsers Vermögens wurde dadurch aufgezehrt und nach Herstellung meines Mannes sahen wir uns gezwungen, als Tagelöhner im Felde zu arbeiten. Die

\*) Wer jetzt nach Algier auswandern und dabei auf Reiseunterstützung und freie Ueberfahrt, sowie auf Zuweisung von Ländereien Anspruch machen will, muß ein Kapital von wenigstens 3000 Frs. besitzen. Wer keine Ländereien beansprucht, hat nur dann Reiseunterstützung und freie Ueberfahrt zu erwarten, wenn er durch Zeugnisse bereits in Algier festhafter Personen nachweisen kann, daß er gesicherte Arbeit finden werde.

Arbeit war sehr schwer und warf keinen Nutzen ab, weil sich dort die Arbeiter gar zu weit von Hause entfernen müssen. Doch hätten wir uns glücklich gefühlt, wenn diese Arbeit und Gedenken wäre, aber nach der Ernte hörte sie auf, und wir waren dem größten Elende preisgegeben, bis wir endlich mit mehreren ebensov unglücklichen deutschen Auswandererfamilien auf Kosten milthätiger Menschen wieder in das Vaterland zurückgebracht wurden. Mein Mann starb bald nach unserer Rückkehr und seither ernähre ich mich nun mit meiner Tochter durch mein jetziges Geschäft."

Dieses Gespräch mit der armen Bäuerin brachte Marbeau auf den Gedanken, eine Anstalt zu errichten, welche die ganz kleinen Kinder armer braver Mütter gegen geringe Entschädigung den Tag über in Aufbewahrung nimmt, versorgt und versorgt. Schnell ging er aus gute Wert, und andere wohlthätige Menschen, denen er seinen Plan mittheilte, schlossen sich ihm freundlich an. Eine edle Frau, Namens Curmer, übernahm das Amt einer Sammlerin und Kassensverwalterin; der würdige Pfarrer empfahl die beabsichtigte Anstalt von der Kanzel herab und erbot sich zur Empfangnahme milder Gaben. Viele vornehme und reiche Leute gaben ansehnliche Spenden, die Frau Herzogin von Orleans, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Schwernin, mit ihrem Sohne, dem Grafen von Paris, gaben alles, was zur ersten Einrichtung notwendig war. Ein ganz bescheidenes Lokal wurde gemiethet, das für den Anfang genügte, wenn es auch unansehnlich war; die Krippe unseres Heilandes war wohl noch unansehnlicher! Gute Frauen und ein menschenfreundlicher Arzt erboten sich zur Leitung und Beaufsichtigung der Anstalt. Es wurden 12 Wiegen, einige Stühle, einige Kindersessel, ein Crucifix angeschafft und am 14. November 1844 die erste Bewahrungsanstalt für Kinder im Alter von 14 Tagen bis zu 2 Jahren in Chaillot bei Paris eröffnet und eingeweiht. Man nannte sie „Krippe“ und erinnerte damit an die Krippe des Erlösers in Bethlehäm. Als der Pfarrer des Ortes diese erste Krippe einsegnete, schritten alle Kinder zugleich. Die Mütter und Wärterinnen nahmen dieselben auf den Arm, und plöglig waren alle ruhig, gleichsam, als ob die armen Kleinen das Bewußtsein gehabt, was für sie geschah. Die Mütter weinten vor Freude, und die Kindwärtinnen, dankbar für die ihnen gewordene Versorgung, vereinten ihr Gebet mit dem der armen Mütter.

Frankreich zählt jetzt schon 500 Krippen. Am 4. November 1849 wurde die erste Krippe in Deutschland eröffnet; es ist die Krippe im Breitenfeld zu Wien.\*) Schon im folgenden Jahre wurden in Wien 6 weitere Krippen, 1851 die achte und 1854 die neunte eröffnet. Seit 1851 sind solche auch an vielen andern Orten Oesterreichs, so wie in Dresden, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., München und in Hannover, auch in Italien, Belgien, England und Dänemark entstanden.

Es ist zu verwundern, daß in unserm Großherzogthum noch keine Krippe errichtet ist, wo doch der wohlthätigen Anstalten so viele sind, und die Wohlhabenden sich um die Bedürfnisse der Armen so gerne lieblich annehmen. Es wäre gar sehr zu wünschen, daß diese so segensreiche Einrichtung auch bei uns eingeführt und möglichst verbreitet würde, nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande, wo dieselbe großen Nutzen bringen müßte, sowohl in der Sommerzeit, in welcher die Feldarbeit alle Hände in Anspruch nimmt, als auch im Winter, wo die Arbeiter in den Fabriken guten Verdienst gewahren.

An den meisten Orten wird die Gemeindefasse wohl im Stande sein, ein bescheidenes, aber gesundes Lokal unentgeltlich zu stellen und die Einrichtung zu befreien. Diese konnte auf die einfachste Art und ganz billig hergestellt werden und doch genügen, denn die armen Mütter verlangen nicht mehr, sie sind beruhigt, daß in ihrer Abwesenheit Mutterstelle an ihren Kindern vertreten wird. Durch kleine milde Beiträge, welche wohl-

habendere Dritteinwohner jährlich oder ein für allemal bezahlen und durch Spenden auswärtiger guter Menschen, durch Stiftungen, Vermächtnisse oder dergleichen könnte im Nothfalle eine hinlängliche Einrichtung angeschafft, jedenfalls aber die von der Gemeinde gelieferte stets in gutem Zustande erhalten und vielleicht auch noch der aufgestellten Wärterin ein kleiner Jahresgehalt ausgeworfen werden, wodurch die von den Eltern jedesmal bei Uebergabe des Kindes an die Wärterin zu zahlende Vergütung vermindert werden könnte. Brave dürftige Leute, welche, erfahren in der Aufbewahrung und Behandlung kleiner Kinder, auch Sinn für Ordnung und Reinlichkeit und Lust zu diesem Berufe besitzen, wird man wohl in jedem Orte finden und wären hiezu hauptsächlich solche Wittwen geeignet, welche in ihrem Geschäfte durch Töchter unterstützt werden könnten. Der Drittgeistliche wird in Gemeinschaft mit einigen angesehenen Frauen gewiß gerne die Oberaufsicht über die Anstalt führen, und der Arzt der Gemeinde erbietet sich sicher, täglich einmal unentgeltlich die Krippe zu besuchen.

Nur solche Kinder, deren Mütter auswärts arbeiten müssen, um ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt zu verdienen, werden in die Krippe aufgenommen. Für die Beaufsichtigung muß notwendig eine an die Wärterin zu bezahlende Vergütung entrichtet werden, um durch diese Zahlungsverbindlichkeit die Mutter zur Arbeit zu zwingen und zu bewirken, daß sie ihr Kind bei sich zu Hause behält, wenn ein Tag kommt, an dem sie keine auswärtige Arbeit hat. Die Mutter gibt früh Morgens ihr mit reinlichem Wäschezeug versehenes Kind in der Krippe ab, zahlt sogleich einen Kostenbetrag für diesen Tag (von 1 bis 2 Kreuzer), kommt in den Ruhestunden, um ihr Kind zu säugen, und holt es Abends zur bestimmten Stunde wieder ab; für schon entwöhnte Kinder bringt die Mutter die vorgekehrte Nahrung mit, oder bezahlt der Wärterin einen weitem Betrag, damit diese ihr Kind den Tag über mit der nöthigen Nahrung versehen. Der Arzt besucht die Anstalt täglich; neu aufzunehmende Kinder müssen von ihm als gesund erklärt und schon getauft sein, denn wegen eines kranken Kindes kann man nicht mehrere andere der Gefahr aussetzen. Die Zeit der Größnung und Schließung der Krippe richtet sich genau nach der ortsüblichen Arbeitszeit. Die Kinderwärtin hat dafür zu sorgen, daß die Lokalität jeden Morgen zur bestimmten Stunde aufgeräumt, gelüftet und zur Aufnahme der Kinder hergerichtet ist; sie hat die Kleinen so oft als nöthig zu waschen, zu kämmen und zu reinigen, stets freundlich und liebevoll zu behandeln und unausgesetzt zu beaufsichtigen. Der Drittgeistliche, der Arzt und die Aufsichtsfrauen überwachen die Anstalt.

Jetzt will ich doch noch einer sehr zweckmäßigen Einrichtung erwähnen, welche in jeder Krippe nachgeahmt zu werden verdient. Es ist dies die sogenannte Poupenniere (Sprich Pouponnier), wovon andererseits die Zeichnung folgt.

Sie bildet ein Oval und besteht aus Stäben, die durch Netz- oder Flechtwerk von Bindfäden verbunden sind; ihre Höhe ist der Größe der Kinder bis zu zwei Jahren gleich. In dieser Poupenniere werden Bänke und Tischchen angebracht, zwischen welche letztern noch Raum für die Sitze der Wärterinnen bleibt, wovon eine jede fast gleichzeitig die Mittagsskost an fünf bis sechs Kinder austheilt. Das Gelande ist doppelt gestellt, so daß in einer Entfernung, welche zwei Kindern zum Ausweichen genügt, um das eine noch ein zweites herumläuft; das äußere Gelande bleibt geschlossen, das innere kann mit einem Schieber geschlossen werden, und wird dadurch den Kindern eine bequeme Promenade geboten. Es ist dies zugleich eine sehr zweckmäßige Gehschule, in welcher die Kleinen, geschützt gegen nachtheiliges Antreiben, sich frei bewegen, die Kleinsten mittelst des Reges vom Boden sich erheben, an diesem Rege sich fortbewegen und also von selbst auf eine Weise gehen lernen, die vor dem Gängelbände und ähnlichen Vorrichtungen, bei welchen die Brust beengt, die Schultern herausgedrückt werden, bei weitem den Vorzug verdient.

Die Vortheile der Krippen zeigen sich nach mehreren Richtungen hin:

\*) Die Krippe in Breitenfeld zu Wien. Eine Monographie sammt einer Statistik der Krippen Europa's von Doktor Karl Helm. Leipzig 1855.



Die Pouponniere.

1) Der armen Familie, die kein weiteres Kapital besitzt, als die Arbeitskraft der Eltern, gewähren sie bedeutende Vermehrung, ja vielleicht Verdoppelung ihres Einkommens; die Mutter findet in der Krippe gutes Spiel und guten Rath für sich und die Erziehung ihres Kindes.

2) Das kleine Kind wird in gesundem, gut gelüftetem Lokale wohl bewahrt und versorgt; es gewinnt an Gesundheit und Kraft, unentbehrliche Erfordernisse für den Armen, wodurch es ihm gelingen wird, sich einst sein Brod ehrlich zu verdienen.

3) Die Geschwister des Kleinen befreit die Krippe von dem lästigen Zwange der Beaufsichtigung, enthebt sie dadurch der Nothwendigkeit, die Schule zu versäumen, bewahrt sie vor Verrentung und Mißgestaltung, welche nur zu oft die Folge des Tragens jüngerer Geschwister sind.

4) Eine arme Familie, welcher die Leitung der Krippe übertragen wird, gewährt sie ein genügendes Auskommen.

5) Für den Staat und die Gemeinen ist sie von höchst wichtigem Einflusse in Bezug auf die öffentliche Gesundheits- und Armenpflege; denn die Krippe unterstügt die Verbreitung der Zuspung, verhindert durch zweckmäßige Pflege und Wartung manche Krankheit, erleichtert deren Entdeckung, fördert die Heilung und tritt der Verbreitung bössartiger und ansteckender Krankheiten entgegen. Sie vermindert das Proletariat, denn sie ermöglicht und erleichtert den Eltern die Arbeit und den Erwerb, trägt hierdurch zur Verminderung der Armuth bei und verkleinert die Anzahl der verlassenen und verwahrlosten Kinder.

Darum Hand an schöne Werk, Ihr Alle, die Ihr Euch berufen fühlt, Euere armen Mitmenschen Gutes zu thun! Zaudert nicht, es handelt sich hier um eine der zweckmäßigsten, liebevollsten und wirklich christlichsten Anstalten, die reichliche, gute Früchte bringen und Euch immer Freude machen wird! Ach wie belohnend wird es für Euch sein, wenn Ihr zu so mancher Mutter sagen könnet:

„Du hast nichts als Deine Hände, um für Dich und Dein Kind den Unterhalt zu verdienen, gehe getrost an die Arbeit, für diese Zeit ist Dein Kind in der Krippe, an einem sicheren, gesunden Orte, unter mütterlicher Aufsicht und Pflege; Abends erhältst Du dasselbe frisch und gesund zurück, sein Anblid erfreut Dein Herz und Gemüth, und wenn Du von den Mühen des Tages ausruhest, erhebt Dich das Bewußtsein, für Dich und Dein Kind gearbeitet zu haben.“

Das ist dann ein Werk jener wahren Liebe, welche um Gotteswillen den Menschen Gutes thut und um den Schöpfer zu gefallen, für seine Geschöpfe Sorge trägt!

Eine Gespenstergeschichte.

An einer alten Stiftskirche unseres Vaterlandes war ein Sakristan oder Mesner angestellt, der hatte schon manchem Hundert das Geleite gegeben auf jenes graue Hügelfeld, das sich um die grauen Mauern der Kirche herum lagerte, und er konnte sie alle mit Namen rufen, die da brunten ihre letzte Erdenruhe hielten, und es war ihm, wenn er so unter ihnen herumwan-

delte, und ihre grünen Deckbette beschaute, fast wie einem Vater, der durch die Schlafkammer seiner Kinder geht.

Da war keine Stunde des Tages noch der Nacht, die er nicht schon da draußen zugebracht hatte, und das Flüstern der Nachtlust in den hangenden Aesten der Trauerweide, und das Nauschen des Windes durch die papiernen Goldfrosen an den Kinderkreuzen, und das Krachen der abgeseaulten Grabzierden waren ihm seit Jahren vertraute Töne geworden.

Neben seinem Dienste hatte der Mann noch ein besonderes Geschäft getrieben, und hatte mit geschickter Hand manchem Schläfer das letzte Sprüchlein des Abschiedes und der fröhlichen Morgenhoffnung, und den goldenen Namen in großer Schrift auf den Grabstein gemeißelt.

So war er auch eines Abends draußen auf seinem Felde, und meißelte fröhlich drauf los an einem frisch gesetzten Grabstein, der noch heute fertig werden sollte, und summte dazu zwischen den Zähnen ein lustiges Liedlein. Es war allmächtig dunkel geworden, und darum zündete er diesmal ein Lämpchen an, und stellte es auf einen Vorsprung des Steines. Wie er so im besten Zuge ist, und daran denkt, nem er wohl die nächste Tafel meißeln wird, zischt ihm plötzlich ein ganz besonderer Ton, wie his, — neben dem Ohr vorbei. Verdutzt fährt er von der Arbeit auf, sieht sich um und um, aber er sieht und hört nichts weiter. Da bückt er sich wieder an seine Arbeit, macht sich allerlei Gedanken, was das wohl gewesen sein kann, und das lustige Liedlein, das er gerne fortgebrummt hätte, blieb ihm auf der Zunge liegen. — Horch, da fährt's ihm abermals am andern Ohr vorbei, und macht wieder his! his! Abermaliger größerer Schrecken für ihn! Und doch schämt er sich, der alte Kame-

rad unter seinen Bekannten, der Furcht, und möchte gern die paar letzten Meißelköpfe thun, damit er fertig wird. Es war nichts, denkt er bei sich selbst, vielleicht ein Käuzchen dort droben im Stockstuhl, oder eine Fleder — — his! his! his! fliegt es ihm da wieder um den Kopf, daß dem armen Manne Hören und Sehen vergeht. Und länger hält es jetzt seine Courage nicht aus, er läßt das Lämpchen stehen, den Meißel und Hammer fallen, und ergreift aus Leibeskräften das Hasenpanier, und fliegt, so gut ihn die schlotternden Beine tragen wollen, zum Kirchhofstüßchen hinaus, seiner Wohnung zu. Seine Frau sieht ihm gleich den Schrecken im Gesicht an. Aber welcher Ehemann möchte seiner lieben Ehefrau gern gestehen, daß ihm das Herz in die Hosens gefallen? Er bleibt mäuschenstille, schleicht sich, ohne umzusehen, in die Schlafkammer, und steckt den Kopf in die Federn bis über die Ohren. Schlaf kam ihm aber keiner in die Augen, — desto mehr plagten ihn dagegen allerlei trübe Gedanken und Ahnungen an sein letztes Stündlein, denn er meinte steif und fest, der Schläfer unterm neuen Leichenstein habe ihn selbst gerufen zum Schlafengehen in's kühle Erdenkammerlein.

Nach einer Stunde etwa, denkt die Frau, sie müsse doch sehen, wie es mit ihrem Alten stehe, denn er pflanzte wohl auch hie und da, wenn er ein Gläslein über den Durst getrunken hatte, sich so unbeschrieben in's Kämmerlein zu schleichen. Vorsichtig schleicht sie also mit dem Licht in der Hand auf den Zehenspitzen hinein. Aber, du lieber Himmel, was sieht sie da, der arme Mann sitzt im Bette, den Kopf auf die Hand gestützt, und — die alte gute Perücke, die er schon so manches Jahr unversehrt getragen hat, ist ihm rechts und links und oben schier so kahl vom Kopf weggebrannt, als ob er nie eine getragen hätte! Ah, Herr Je! wo hast du denn deine Auel so verbrannt? mit solchem Schreckensruf stürzt sie auf den armen Gefolterten los. Dem aber fuhr's plötzlich wie ein anderes his! durch den Kopf, er schlug sich vor die Stirne, und, wohl oder übel, mußte er nun seiner lieben Ursula die Gespenstergeschichte vom Leichenstein erzählen, die sich freilich in einen einfachen Perückenbrand auflöste. Zwar versprach ihm Ursula bei ihrer ehelichen Treue, Niemand ein Sterbenswörtchen davon zu verrathen, aber die Gevatter Nachbarin hat's doch im Vertrauen von ihr erfahren, und so fort und fort, bis es auch dem Kalendermann zu Ohren kam, und der posaunt's nun in die ganze Welt hinaus. Er hätte es aber nicht gethan, wenn er nicht wüßte, daß es eben doch noch hie und da ein Ehemännlein gibt, das vor seiner Frau und vor der Welt, absonderlich beim Bierglas, ein wahrer Eisenfresser ist, und das

vielleicht nicht bis zum dritten his mit dem wackern Sakristan am Grabstein ausgehalten hätte.

### Der Verlorene und Wiedergefundene.

An den Küsten Dänemarks, in der Nähe von Kronborg, liegt ein kleines Dörflein Namens Kronborg-Birk. In demselben wohnte eine arme Fischerfamilie, die hatte der liebe Gott zwar nicht mit zeitlichen Glücksgütern, aber desto mehr mit Kindern gesegnet. Wie die Orgelpfeifen standen sie da ihrer sieben nebeneinander, und der Vater, Peter Hemming, hatte mit seiner Fischerbarke und seinen Netzen vollauf zu thun um mit Hilfe der Mutter, die sich mit dem Gemüsehandel nach der Stadt beschäftigte, das nothdürftige tägliche Brod auf den Tisch zu liefern.

Der älteste Sohn Peter war dreizehn Jahre alt, und obwohl ein junger Leichtfuß, doch dem Vater schon eine bedeutende Hülfe. Bald begleitete er denselben hinaus auf die See zum Fischfang an Klippen und Eilanden, bald kletterte er verwegen an den Rissen und Felsenaufern auf und ab, um die Nester der Seevögel auszuheben und seinen Beitrag auf die bescheidene Tafel des Hauses zu liefern, bald strickte und flichte er zu Hause des Vaters Netze, bald trug er Fische und Gemüse zu Markt, und stets waren Vater und Mutter mit den Ergebnissen seines Handels zufrieden. Weitauß am Liebsten aber war es ihm, wenn er allein oder mit einem andern verwegenen Kameraden hinausfahren konnte auf die wogende See, wenn diese das schaukelnde Fahrzeug wie einen Federball hin und her warf daß die Wogen darüber zusammenschlugen, und es wieder aus denselben emportauchte, wie ein lustiges Wasserhühnchen, wenn der Jäger vorüber ist. Wenn er dann

eine schöne Beute, eine fette Lamprete oder einen gewichtigen Schellfisch mit nach Hause brachte, wie strahlte da sein Angesicht von stolzer Siegesfreude, wenn auch das besorgte Mütterchen mit dem Finger drohte und oftmals sagte: Peterchen, Peterchen, wenn dir nur nicht einmal ein Unglück zustößt!



Und siehe da, der Mutter böse Ahnung sollte sich nur zu bald erfüllen. Denn eines Tages fuhr Peter abermals allein hinaus auf das Meer. Draußen an einer einsamen Klippe, etwa eine Stunde vom

Land, hatten ihn vorüberfahrende Fischer des Ortes mit Fischfang und Eiersuchen beschäftigt gesehen. Kaum waren diese zu Hause angekommen, so hatte sich plötzlich ein heftiger Sturm erhoben. Aengstlich eilten Vater und Mutter hinaus an den Strand, haushoch schlugen die Wellen empor, Blitz und Donner folgten Schlag auf Schlag, dreimal versuchte Peters Vater mit seinem Schiffe hinauszufahren in die stürmende Fluth, obwohl alle herbeigeströmten Dorfbewohner dies für einen Gang in den gewissen Tod erklärten, und dreimal warf die Brandung, als ob sie dies Opfer der Vaterliebe nicht wollte, das Schiff zurück auf den Sand des Ufers.

Unterdessen hatte sich der Sturm wieder gelegt. Mehrere Schiffer fuhren mit Peters Vater hinaus in die noch immer grollende Wasserfluth, aber die Klippe, auf der der junge Fischer zuletzt gesehen worden, war leer, sein Rachen wurde bald darauf in der Nähe zerschmettert an das Ufer geworfen, und alle Nachforschungen in der Nähe und Ferne nach dem Verlorenen blieben ohne Erfolg. Er war und blieb verschwunden, und ob auch täglich die jammernde Mutter hinauselte an das Ufer des Meeres, ob sie Thränen der Hoffnungslosigkeit und des bitteren Muterschmerzes weinte, ihr unglückliches Kind kehrte nicht zurück.

So verfrüch ein Jahr nach dem andern. Vater und Mutter waren grau und alt geworden, die andern Kinder erwachsen. Die Einen hatten durch Arbeitsamkeit und Fleiß in fremdem Dienste ihr Brod gefunden, andere im Dörflein sich verheirathet; aber die leidige Noth war noch immer zu Hause in der Hütte des alten Hemming, und drückte ihn nur um so schwerer, je mehr das heranahende Alter sich mit Bleigewicht an seine Glieder hing, und je weniger die Kinder trotz Fleiß und Sparsamkeit viel für die Eltern thun konnten. Es waren sieben und zwanzig Jahre seit Peters Verschwinden verflossen. Da segelte an einem hellen Novembertage in den Hafen von Kronborg ein stattliches Schiff. Ein Rachen wurde von dem Schiffe in's Meer hinabgelassen, und hinein sprang von zwei härtigen Matrosen begleitet ein kräftiger schmucker Mann in fremder Tracht. Pfeilschnell ging es dem Lande zu, eben so schnell eilt der junge Mann am Ufer des Meeres hin nach dem nahen Dörflein Kronborg-Birk, und keine rechte Viertelstunde war verflossen, so lag unser Peter, denn Niemand anders war der heimkehrende Fremdling, in den Armen von Vater und Mutter, und Geschwistern, und Thränen des Wieder ebens flossen den glücklichen Menschen über das Angesicht. Wohl war das seit sieben und zwanzig Jahren das erste glückliche Sündlein, das den traurigen Lebensweg

der armen Mutter erleuchtete, die erste unge-  
trübte Freudentonne, die in ihre armselige Hütte  
hineinblickte; und bald ging von Haus zu Hause  
wie ein Lauffeuer die Kunde, der Peter ist wie-  
der da und ein feinreicher Mann geworden, und  
Nachbarn und sonstige Bewohner des Dörfleins  
standen in dichten, gedrängten Schaaren um die  
glücklichen Menschen in und vor der Fischerhütte,  
und jeder wollte aus Peters eigenem Munde die  
Erzählung seiner Schicksale vernehmen. Da trat  
der Geistliche des Dorfes dazwischen, und sprach:  
Liebe Leute, lassen wir jetzt Sohn und Eltern  
ungestört die Freude des Wiedersehens genießen,  
und den heimkehrenden Sohn seine nöthigen Ge-  
schäfte besorgen! Und freundlich dankte Peter den  
guten Landsleuten für ihren freundlichen Will-  
komm, und versprach ihnen in wenigen Tagen  
ausführlicher über seine Schicksale zu berichten.

Nach den ersten glücklichen Stunden der Mit-  
theilung zwischen Peter und seinen Eltern, kehrte  
er zurück zu dem Schiffe, brachte eine reiche  
Ladung kostbarer Waaren an's Land, besorgte  
in der Stadt deren Verkauf und kehrte nach  
glücklich abgemachten Geschäften zu den Seinigen  
zurück.

Peter war in der That in der Fremde ein rei-  
cher Mann geworden. Wie dies zugegangen,  
wollen wir aus seinem eigenen Munde hören;  
denn am Nachmittag des folgenden Sonntages,  
der in jenen Ländern des Nordens noch weit mehr  
als bei uns den Ernst und die Würde des Tages  
des Herrn behalten hat, also an diesem Sonn-  
tage nach der Nachmittagskirche setzen wir uns  
in Gedanken in den Kreis der neugierigen Be-  
wohner des Fischerdorfes vor Hemmings Hütte  
und vernehmen von dem heimgekehrten Wande-  
rer selber Folgendes:

An jenem, für die Wendung meines Schicksales  
so bedeutungsvollen Tage, war ich nach meiner  
Gewohnheit hinaus in die Klippen und Riffe des  
Meeres gefahren, hatte an jener Klippe, auf  
welcher ich von heimfahrenden Schiffen gesehen  
wurde, meinen Rachen angelegt, und streifte  
rings um das Eiland, um in den Felsenlöchern  
nach Nestern von Seevögeln zu suchen. Ich war  
so sehr in meine Nachforschungen vertieft, daß ich  
das heran kommende Gewitter erst dann bemerkte,  
als es schon zu spät war. Schon brausten rings-  
um die Wellen schäumend und brandend gegen  
mein kleines Eiland. So schnell ich konnte eilte  
ich hinab zu der sichern Bucht, in welcher mein  
Schifflein lag, werfe mich in dasselbe, steuere es  
auf einer zurückfließenden Welle glücklich hinaus  
in die hohe See. Aber siehe da, ich hatte mich  
in meiner Kraft verrechnet! Immer wilder tobte  
der Sturm des gewaltigen Elementes, ich be-  
merkte mit Schrecken, daß die Strömung der

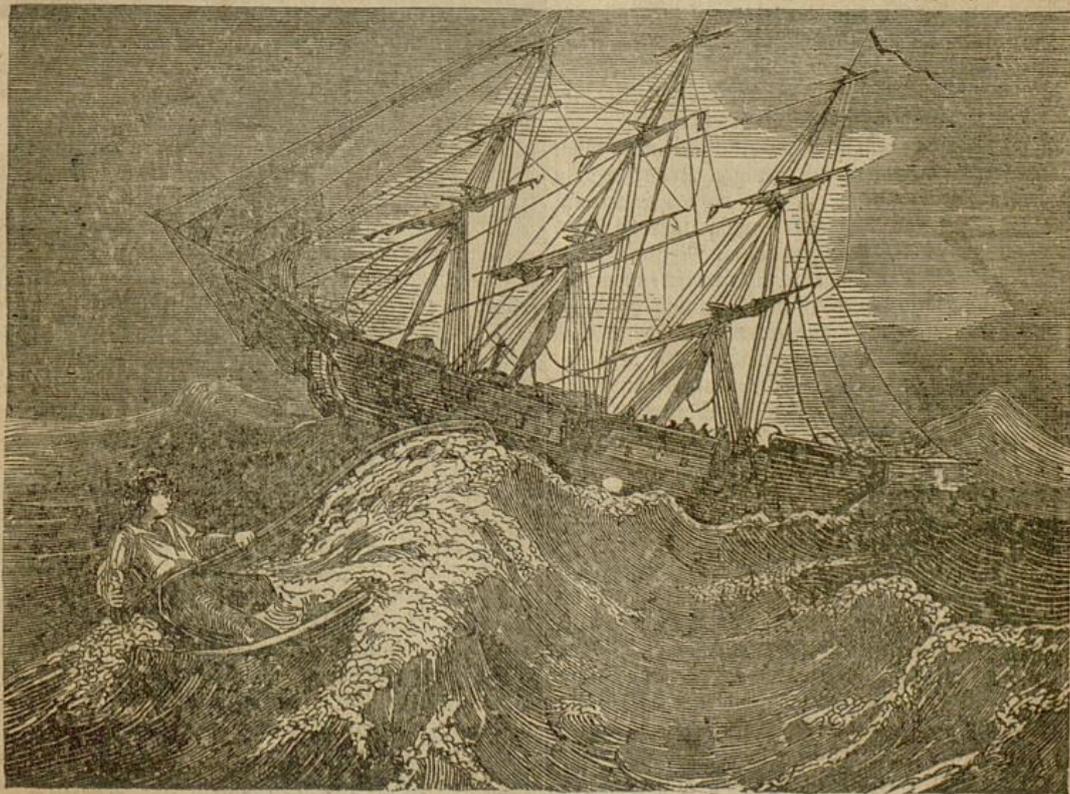
Wellen mich immer weiter hinaustrieb auf das schäumende Meer, daß die Küsten des Landes immer kleiner und kleiner wurden, und zuletzt ganz verschwanden.

Da sah ich in der Ferne ein großes Schiff, welches wie ich mit den Wellen kämpfte, nur fester und sicherer auf den schäumelnden Bogen stand als mein federleichter Rachen. Mit der letzten Anstrengung aller meiner fast erschöpften Kraft treibe ich dort hin mein hüpfendes Fahrzeug, zwanzigmal schlagen die Fluthen über mir zusammen, und zwanzigmal steige ich mit meinem Rachen wieder aus denselben empor, bis ich endlich in meiner Noth von dem Schiffe aus bemerkt werde. Da braust noch einmal eine Sturzwellen hinter mir her, hebt mich auf ihrem schaumbedeckten Rücken hoch empor, trägt mich wie im Fluge des Sturmwindes pfeilschnell gerade auf das Schiff los, — und — jetzt vergiengen mir die Sinne — ich weiß von der nächsten Zeit nichts mehr. (Siehe die Abbildung.)

Es war Abend, war dunkel dunkel geworden, als ich in der Kajüte des Schiffes erwachte. Neben mir stand der Kapitän, den ich an seiner Uniform sogleich für einen Engländer erkannte. Ein alter bärtiger Matrose, der ein Gesicht machte wie ein Doktor, verband mir eine blutige Wunde,

die ich auf der Schulter hatte, und begrüßte mich mit einem „guten Morgen, Junge!“ als ich die Augen aufschlug. Von ihnen erfuhr ich nun, daß die Sturzwellen mich und mein armes Schiffelein mit fürchterlicher Gewalt an die Seiten des Schiffes geschleudert, meinen Rachen zerschmettert, mich selbst verschlungen hätte. Bald darauf sei ich wieder aufgetaucht und von einem an einem Schiffsseil hinabgelassenen Matrosen glücklich herausgefischt worden. Das Schiff steuerte seines Weges. Der Schiffskapitän war froh, daß er den Felsenriffen an unserer Küste glücklich entronnen war, und ein günstiger Fahrwind trieb uns in rascher Fahrt hinüber an die Küsten Englands. Der Kapitän hatte ein Wohlgefallen an mir gefunden, mir war so wohl und behaglich auf dem Rücken des Meeres in dem großen Schiffe, das mich gerettet und geborgen halte, und ich griff mit beiden Händen darnach, als mein Freund, der Kapitän, mir den Vorschlag machte, als Schiffsjunge bei ihm zu bleiben.

Daß ich euch in der Heimath auch hätte Kunde geben sollen, an euern Kummer, an der Mutter Thränen und schlaflose Nächte, daran dachte ich freilich damals nicht in der Freude über den so lange gesuchten, nun gefundenen Lebensweg, — oder ich dachte doch zu spät daran.



Denn nach einigen Tagen des Aufenthaltes in dem englischen Seehafen, während welcher Zeit ich aus lauter Vergnügen an dem Schiffsleben gar nicht an's Land gekommen war, wurden plötzlich die Anker gelichtet, die Segel ausgelegt, und als ich meinen Kapitän verwundert fragte, wohin unsere Reise gehe, hieß es nach Ostindien. Daß mir's denn da doch etwas anders zu Muth wurde, daß ich manche Thräne des Abschiedes von euch in der Ferne weinte, könnt ihr euch denken. Dvnehin erinnerte ich mich aus den Erzählungen des alten Nachbarn Claus, der unterdessen heimgegangen ist zu den Vätern, gehört zu haben, daß Ostindien zwar ein reiches und herrliches Land, aber die Reise dahin ein gar weiter und gefährlicher Weg sei. Und wahrlich, je länger es währte, desto größer wurde mein Respekt vor dem alten Better Claus, der das Alles einst durchgemacht hatte, und nur ein Bedenken stieß mir auf, wenn ich daran gedachte, wie der gute Claus so arm heimgekommen war aus dem reichen Lande, in dem ich mir allerlei goldene Berge und Lustschlösser träumte.

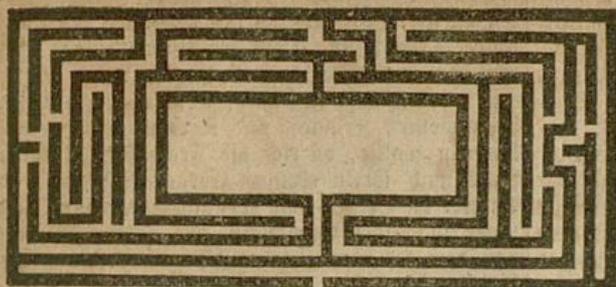
Nach 12 langen, und für mich den Schiffslehrling im Grunde doch nicht langen Wochen fuhren wir in den Hafen von Bombay ein. Hier blieb unser Schiff mehrere Wochen liegen, und ich, der ich bisher kein ander Land gesehen, als unsere kahle Dünenküste, ich glaubte wahrlich auf einmal mitten in das Paradies versetzt zu sein, wie es uns Knaben unser alter Schulmeister so lebhaft und anschaulich ausgemalt hatte. Da lag vor mir und um mich her eine ganz neue Welt von riesigen Bäumen und üppigen Kräutern, da bewegte sich ringsum ein mir bisher unbekanntes Gemisch von Thieren fremdartiger Gattungen, und nur die buntgemischten Menschen aller Nationen der Erde, welche im rauschenden Gewirre, im Handel und Wandel um uns her wogten, erinnerten mich daran, daß ich denn doch nicht mehr in dem ersten Paradies mit dem einfachen Pärlein der Stammeltern umherwandelte. Doch auch hier gab's für uns Seefahrer keine allzulange Raß. Von Ostindien ging's nach Neuholland, von da wieder nach Ostindien, nach Amerika, nach China und gar manchen fremden Ländern. Doch über das Einzelne meiner langen Seereisen werde ich euch, so Gott will, daß wir beisammen bleiben, später noch manch Stündlein zu erzählen haben. Ich stieg bald höher auf der Leiter schiffmännischer Ehrenstufen, wurde Steueremann, dann als unser Kapitän in einem Kampfe mit Seeräubern gefallen war, von der Mannschaft einstimmig an dessen Stelle erwählt. Die ostindische Handelscompagnie, in deren Dienste unser Schiff war, bestätigte die Wahl, und so machte ich in deren Auftrage noch manche weite,

gefährvolle Seereise. Daß dabei auch der Kapitän, ohne Beeinträchtigung seines Amtes, selbst manch einträglich Geschäftchen machte, daß ich mein Leben nicht hundert und tausendmal auf's Spiel setzte, ohne dafür einen schönen Gehalt zu beziehen, könnt ihr euch denken. Oft gedachte ich, euch Nachricht zu geben, dann wollte ich wieder warten, bis ich Gelegenheit fände, euch von meinen Ersparnissen zuzusenden, oder sie euch selbst zu bringen, oder mein Ruheplätzchen für immer bei euch aufzuschlagen. Denn mitten in allen Herrlichkeiten fremder Welten, hing doch mein Herz noch immer mit allen innersten Fasern an der lieben schmucklosen nordischen Heimath.

Da überfiel mich vor 6 Jahren mit meinem Schiffe an der Küste von Südamerika ein heftiger Sturm. Viele Stürme hatte ich schon glücklich überstanden, gegen diesen vermochte alle unsere Geschicklichkeit nichts. Wir wurden mit furchtbarer Gewalt an die felsige Küste geworfen, unser Schiff zerschellte wie ein schwacher Nachen, und kaum die Hälfte unserer Schiffsmannschaft rettete das arme Leben. Mir aber war unter diesen Geretteten das beste Loos gefallen. Bei überhandnehmendem Sturm hatte ich im Gedanken an Euch mein in Werthpapieren bestehendes Vermögen wohlverwahrt zu mir genommen, und so dasselbe mit dem Leben glücklich an den Strand gerettet. Nachdem ich meine hilflosen Unglücksgefährten nach Kräften damit unterstützt hatte, denn wir waren nahe bei der Stadt Surinam an's Land gerathen, brach ich von da in's Innere aus, kaufte mir dort eine Zucker- und Baumwollenplantage, betrieb mein Geschäft während der letzten 5 Jahre mit Glück und Vortheil, und als vor etwa einem Jahre ein reicher Engländer meine Ländereien besuchte, fand er daran solches Wohlgefallen, daß er mir dieselben zu einem hohen Preise abkaufte.

Jetzt war mein Entschluß gefaßt, jetzt duldete es mich nicht länger in der Ferne, ich mußte heimkehren in mein liebes Seeland. Ich befrachtete ein Schiff mit allerlei Waaren und Erzeugnissen Südamerikas, und bin nun mit demselben glücklich heimgekehrt zu der trauten Hütte meiner Kindheit, und jetzt erst, wo ich nach langer Abwesenheit, all der Gefahren gedenke, denen ich entronnen bin, um euch wiederzusehen, und mit Gottes Willen, noch lange Zeit eine Stütze eures Alters zu werden, und an eurer Liebeshand ruhige, glückliche Tage zu verleben, jetzt erst fühle und bekenne ich's, daß der Herr Großes an mir gethan hat. Noch lebt in dem Fischerdorse der wackere Peter bei den Seinen und nicht nur sie, sondern alle Bewohner des Dörfchens lieben ihn, finden in ihm treuen Freund und Helfer an ihm, denn mit den Worten: „ich habe es für euch alle gesammelt,“ ist er stets bereit zu helfen, wo es Noth thut.

## Irrgarten und Labyrinth.



Wenn wir Kleinstädter und Dorfleute nach der Residenz kommen, so passiert uns gewiß das erste Mal, vielleicht das zweite Mal auch noch, daß wir uns in dem Häuserlabyrinth elendiglich verlaufen und uns gelegentlich an derselben Stelle finden, wo wir vor einer Viertelstunde waren und die wir jetzt eine tüchtige Strecke hinter uns wählten. Da sind wir aber noch gut daran gegen die Franzosen und Engländer, denn wenn sich die Leute aus der Provinz Monate und Jahre lang in Paris und London aufgehalten haben, wissen sie wohl nicht viel besser Bescheid, als wir nach einigen Stunden Wanderung in dem freundlichen Karlsruhe. Das wissen die Leser alle, aber daß man sich auch in einem Gärtlein von ein paar hundert Schritt Umfang verlaufen kann, wissen vielleicht nur Einzelne, die von dem Irrgarten im Park des Grafen Guili in Verona gehört haben. Von diesem Irrgarten bringt der hinkende Bote hier eine Zeichnung und er bittet nun seine jungen und alten Freunde, den Weg in's Innere desselben zu suchen. Auf dem Papier geht's bequem und kommen sie dann auf einer italienischen Reise nach Verona, so wissen sie wenigstens etwas Bescheid.

Da weiß der Bote noch von einem Labyrinth aus dem grauen Alterthum zu erzählen, in das er seine Leser aber nicht hätte schicken mögen. Das war ein unterirdisches Gebäude, im Auftrag des Königs Minos von Creta von einem griechischen Baumeister, Namens Dädalus aus Athen, erbaut, welches aus vielen Gemächern bestand, die durch verschlungene Wege so mit einander in Verbindung gesetzt waren, daß ein Fremder den Ausgang nicht finden konnte. In der Mitte befand sich ein schreckliches Ungeheuer der Minotaurus, welches jedes lebende Wesen, das in seine Nähe kam, verschlang. Aegeus, ein Beherrscher von Athen, tödtete aus Neid den Sohn des Minos, Androgeus, der auf einer Reise dorthin gekommen war und sich durch ungewöhnliche Geschicklichkeit in öffentlichen Spielen ausgezeichnet hatte. Minos zog aus, um den Tod jenes Sohnes zu rächen; er eroberte Megara durch List und Verrath, schloß aber hierauf Athen selbst ein, und nöthigte die durch Hunger und Krankheiten geängstigten Einwohner, ihm das grausame Opfer von sieben edlen Jungfrauen und eben so vielen Jünglingen zuzuschicken, welche aus Athen jährlich nach Creta geschickt und dem Minotaurus im Labyrinth zur Beute gegeben werden sollten. Theseus, ein tapferer junger Athener, begab sich einige Zeit darauf nach Creta und erwarb sich dort die Liebe der Töchter des Minos, Ariadne und Phädra. Erstere gab ihm ein Knäuel mit in das Labyrinth, dessen Faden er am Eingange desselben festknüpfte, hinter sich abwickelte, und so bis zum Minotaurus vordrang. Er tödtete dieses Ungeheuer, fand, dem Faden folgend, den Rückweg aus dem Labyrinth, entfloß der Raue des Minos, und nahm dessen Tochter mit sich. So besetzte er Athen von dem schimpflichen Tribute.

### Die entdeckte Falschmünzerbande.

In einem Städtchen am Rhein wohnte ein alter Kriegsmann. Lange Jahre hatte er seinem Vaterlande mit Ehren gedient, hatte in mancher

blutigen Schlacht dem Tode fest in's Angesicht geschaut, und manche Narbe zeugte davon, daß er da gewesen war, wo es saure und schwere Arbeit gegeben hatte. Mit einem wohlverdienten Ruhegehalte lebte er seit mehreren Jahren im stillen Kreise seiner alten Heimath, vorzugsweise beschäftigt mit der Erziehung eines einzigen nun zwölfjährigen Sohnes, den ihm seine vor etwa sechs Jahren verstorbene Gattin hinterlassen hatte.

Friedrich, so hieß der Knabe, schien aber den Wünschen und Hoffnungen des Vaters nicht entsprechen zu wollen. Weder in der Schule, noch im Hause machte er dem Vater Freude, und oft gedachte der alte Haubegen mit Bangen an dessen Zukunft. An keinerlei ernstlicher Beschäftigung konnte der Knabe Geschmack finden, war unempfindlich und gleichgültig gegen allen freundlichen oder ernsten Zuspruch, und, was dem alten Kriegsmann besonders schwer zu Herzen ging, er war ein furchtsamer, feigherziger Mensch. Wenn der Vater im Kreise seiner Hausfreunde Abends vor dem Hause von seinen Kreuz- und Duerzügen im Kriegeleben, wenn er von brausenden Reiterangriffen oder von Flinten-, Hagel- und Kanonendonner oder gar von blutigen Schlachtfeldern mit Hunderten gefallener Krieger erzählte, so lief es dem armen Bürschlein mit eisiger Gänsehaut den Buckel hinauf und er verkroch sich zähnlappernd in den sichern Ofenwinkel.

Alles hatte der Vater versucht, um den Knaben andern Sinnes zu bringen, Freundlichkeit und Züchtigung, Ernst und Spott, Alles vergebens. Er war dadurch nicht nur seinem Vater in einer Weise, so weit sich dies von dem Gefühle des Vaters gegen den Sohn sagen läßt, — widerwärtig geworden, sondern auch für seine Altersgenossen ein Gegenstand der Verhöhnung und eine Zielscheibe des spottenden Wizes.

Jetzt beschloß der Vater, einen entscheidenden Schritt zu thun. Er ließ den Sohn zu sich kommen und sprach zu ihm: „Meine Geduld, Friedrich, mit dir ist zu Ende. Um eine Stellung in der Welt auszufüllen, brauchst der Mensch Kenntnisse und Charakter. Beides fehlt einem trägen und feigen Menschen wie du bist, und du würdest daher in jeder irgend höhern Stellung in der Welt deinem und meinem Namen nur Schande machen. Darum sollst du in einen Stand einreten, in welchem du keine besondern Kenntnisse bedarfst, und in welchem du auch mit deinem furchtsamen und kleinmüthigen Sinne vielleicht dein Brod wirft verdienen können. Du sollst Schußflücker werden, und heute noch trittst du in die Lehre bei dem armen Schuster am Ende unsrer Straße, mit welchem ich schon Alles verabredet

habe.“ Die einzige, schwache Einrede Friedrichs gegen diesen bestimmt ausgesprochenen Entschluß seines Vaters, waren einige bald vertrocknete Thränen und scheinbar gutwillig trat er in Begleitung seines Vaters noch denselben Morgen in die niedere Werkstätte des Meisters Knieriem ein.



Nach wenigen Worten entfernte sich der Vater, und Friedrich wurde von dem eben nicht sanftmüthigen neuen Meister in seinen neuen Dienst eingewiesen. Während Knieriem alte Stiefeln stückte, mußte Friedrich die zum Ausbessern neu angekommene Waare reinigen, mußte fleißig mit Bürste und Was-

ser arbeiten, und wenn ihm die Arbeit etwas sauer zu werden anfing, so verführte sie ihm der pechdrachtziehende Meister von seinem Dreifuß aus mit einem saftigen Fluch, oder wohl gar mit einem verständlichen Winke des Knieriemens. Das wollte nun freilich unserm Bürschlein nicht besonders einleuchten, so einleuchtend auch die Sprache des Meisters war. Doch am Tisch war er von seher ein fleißiger Arbeiter gewesen, und fürchtete sich nicht vor den größten Portionen; — darum dachte er bei sich: „Ein gutes Mittagessen wird Alles wieder gut machen!“ Aber wie wurde ihm so sonderbarlich zu Muth, als die Frau Meisterin eine mäßige Schüssel voll Wassersuppe auf den ungedeckten Tisch stellte, und der Meister ihn einlud mit den Worten: „Da ist dein Mittagessen, mach' sink, daß wir wieder an die Arbeit kommen!“ Er hatte einen langen Magen bekommen von dem vielen Stiefelspußen, und dennoch, als er das magere, nicht sonderlich feinschmeckende Süpplein verkostet hatte, legte er den eisernen Löffel still bei Seite, ließ einen vernehmlichen Seufzer hören und begab sich stillschweigend wieder an die Arbeit. Der Meister desgleichen. Da, am langen, dumpfen Nachmittag, begannen allerlei neue Gedanken, wie Schmetterlinge, die aus dem Puppengehäuse sich herausarbeiten, in seinem Innern aufzutauhen, und er gedachte mit zerdrückten Seufzern und Thränen der Fleischöpfe Egyptenlandes im väterlichen Hause. So verging ihm der Nachmittag unter stillem Hinbrüten, aus dem ihn nur hie und da ein freundlicher Wink des Knieriemens wieder aufweckte. Abends kam zur Abwechslung wieder eine Wassersuppe, und um acht Uhr hieß es: „Marsch in's Nest!“

Daran hatte er noch nicht gedacht, daß er hier nicht mehr im Zimmer seines Vaters würde schlafen dürfen, und als ihn die Meisterin die baufällige Treppe hinauf auf die Bühne führte und ihm dort in einer Ecke am Boden sein Lager zeigte, und er, wie sonst zu Hause, wenn man ihn allein legen wollte, Krämpfe und Nervenzuckungen bekommen wollte, da rief die Frau Schubstickerin flugs nach ihrem theuern Ehegemahl; doch ehe derselbe die Treppe halb heraufgepostert war, lag unser zaghaftes Bürschlein aus lauter Respect vor dem ledernen Lehrmeister des Pechkünstlers bis über die Ohren in seinen bescheidenen Strohkissen.

Jetzt war's finster rings umher, aber in der Finsterniß fanden doch hunderte von springfüßigen Bettkameraden den Weg zu unserm Lehrling, und schienen die Haut und das Blut des zarten Bürschleins viel appetitlicher zu finden, als dasjenige früherer Bewohner, und die Mäuse und Ratten führten rings um ihn her, ja selbst auf seinem Deckbett ihre lustigen Tänze und Posen auf, als wenn sie recht eigentlich dem neuen Gast eine besondere Ehre anthun wollten. Geister und Gespenster waren das keine, das merkte der neue Speicherbewohner bald, schlafen konnte er auch nicht; darum streckte er allmählig das Haupt wieder unter dem Deckbett hervor, machte die Augen auf, und je mehr er in die schwarze Nacht um sich her blickte, desto hellerer Tag schien es in seinem Innern zu werden, ja, so gut als der geneigte Leser schon gehört haben kann, daß manchen Menschen in einer Nacht vor Kummer die Haare erbleicht oder ausgefallen sind, so wahr ist es, daß dem kleinen Schusterlehrling in dieser einen Nacht Haare auf den Zähnen gewachsen sind.

Einige Stunden hindurch kämpfte er in seinem Innern an einem großen, schweren Entschluß, legte sich dann beruhigt und gefaßt auf's Ohr, ob auf das rechte oder linke, weiß der Kalendermann in der That nicht, es kommt auch nicht darauf an, — also er legte sich auf's Ohr, schlief trotz Flöhen und Mäusen einen herrlichen Schlaf bis zum hellen Morgen, stand auf, wusch sich am frischen Röhrbrunnenwasser vor dem Hause und ging, ohne seinem Meister ein Wort zu sagen, schnurstracks zu seines Vaters Hause.

Der war auch schon aus den Federn, und verwunderte sich zwar nur halb über des Söhnleins Erscheinung, doch war er sehr begierig dessen Anliegen zu vernehmen. Es kam ihm freilich vor, als bemerkte er in dem Gesichte des Knaben einen ganz andern Ausdruck als früher, als spräche aus demselben ein ganz anderes inneres, neu erwachtes Leben, und er täuschte sich nicht. „Vater,“ begann der Knabe, „ich habe bereits bei Meister Knieriem ausgelernt, ich komme wieder zu dir,

daß du mich aufnimmst als einen andern, neugebornen Menschen. Ich will hinfort meine Trägheit, meine Gleichgiltigkeit, meine Feigherzigkeit ablegen, und dir Freude machen, wie ich dir früher Kummer gemacht habe."

"Dst schon, mein Sohn," sprach der Vater, "hast du ein solches Versprechen gethan, niemals aber gehalten."

"Nimm mich nur für 8 Tage in dein Haus, mein Vater, ich will dir den Beweis meiner Besserung liefern!"

Der Vater ließ sich bewegen, Friedrich bezog sogleich ein besonderes Zimmer im väterlichen Hause, wurde in die höhere Schule wieder aufgenommen, und in den ersten Tagen schon stimmten alle Lehrer darin überein, er sei ein ganz neuer Mensch geworden, und werde in kurzer Zeit das Versäumte nachgeholt haben. Den Beweis des Fleißes hatte er vor der Hand geliefert; aber den des Muthes?

Eines Abends, es war schon 9 Uhr, als der Vater von einem längern Spaziergang zurückkehrte, fand er den Sohn nicht zu Hause, und statt dessen ein Briefchen auf seinem Arbeitstische, in welchem der Abwesende berichtete, er wolle die erste Probe seines Muthes ablegen und deshalb diese Nacht in dem Thurm der Gehängten zubringen. Dieser Thurm stand nämlich auf einem waldigen Hügel vor dem Dorfe, und da vor vielen Jahren in demselben eine berühmte Räuberbande ergriffen, und einige der Mädel Führer auch auf dem Plage gehängt worden waren, so versteht sich von selbst, daß es dort nicht geheimer war, und daß man sich mancherlei nächtlichen Spuk von jenem Thurm erzählte. Jedenfalls, wenn auch nur die Nachtulen und die herabfallenden Mauersteine darin spukten, war es gerade kein heimliches Nachtquartier.

Item, der Knabe war kurz vor des Vaters Ankunft fortgegangen, hatte eine Laterne und einen etwas wärmeren Rock mitgenommen, und der Vater nahm sich vor, ihn nicht von seinem Probestück abzuhalten.

Als Friedrich vor dem Hügel ankam, war es völlige Nacht geworden. Mit Mühe kletterte er den steilen, waldigen Abhang hinauf und gelangte endlich vor das alte Gemäuer. Nach langem Suchen in der Finsterniß, denn er wollte erst im Thurme seine Laterne anzünden, fand er den durch Trümmer und Gestrüpp beinahe ganz verdeckten niedrigen Eingang, tappete an den Mauern hin bis er einen Winkel fand, in welchem er sein Nachtlager aufzuschlagen beschloß. Jetzt will unser Held Feuer machen, um sich wenigstens sein Plätzchen etwas näher anzusehen und nach etwas Moos oder Gras für sein Lager umzuschauen, aber leider hatte er, wie es scheint, bei

den mancherlei Kämpfen mit Dornen und Hecken und bei den eistischen Purzelbäumen, die er unterwegs überstanden hatte, sein Feuerzeug verloren, und mußte daher im Finstern bleiben.

So mochte er eine Stunde etwa in seiner Ecke gefesselt haben, und schon begann es ihm, die kühle Nachtluft abgerechnet, allmählig etwas behaglicher und heimlicher zu werden, und er lachte in sich hinein, wenn er der Ammenmärchen gedachte, die man sich in der Gegend von dem Thurm erzählte. Drunten auf der Dorfkirche hatte es längst 11 Uhr geschlagen, und der Knabe versuchte einzuschlafen. Da weckt ihn aus dem Halbschlummer ein dumpfer Ton, der ihm erst aus der Ferne, und als er genauer aufhorchte, aus der Tiefe der Erde zu kommen schien. Dann, als er die Augen öffnet, bewegt sich nicht weit vor ihm etwas wie eine weiße, schwebende Gestalt, die plötzlich aus dem Boden aufsteht, sich wiegend in der Luft bewegt, und dann in raschem Fluge durch die nächste Mauerlücke hinaus verschwindet. Da fiel denn doch unserem Helden das Herz um einige Zoll tiefer, und es wurde ihm besonders im ersten Augenblicke der Erscheinung so schlotterig zu Muth, daß er höchstwahrscheinlich das Hakenpanier ergriffen hätte, wenn er nur so leicht den Ausgang wieder zu finden gehofft hätte, wie die weiße Gestalt die eben wieder zum alten Fenster hinausfuhr. Und siehe da kam wieder Eine aus dem Boden, und wieder Eine, Eine hinter, Eine an der Andern, daß es zuletzt wie ein zusammenhängender Zug von Geistern aussah, aus dem nur hie und da ein oder das andere feurige Auge herausleuchtete. Jetzt wurde es dem guten Geisterseher allmählig zu Muth, wie Einem, von dem es heißt: Vogel fröh oder stirb, das heißt er faßte das schon halb in die Hosen gesunkene Herz mit beiden Händen, stand auf, packte seinen mitgebrachten Stock fest mit der rechten Hand, und that ein paar Schritte vorwärts gegen den Ort wo die Gestalten aus der Erde aufstiegen. Weit holt er mit dem Arm aus zu einem Streiche der Verzweigung, aber der Stock fährt durch den Geisterleib hindurch wie durch die dünnste Luft. Vielleicht hat er aber nicht genug vorwärts erreicht, um den Spuck zu treffen; also thut er entschlossen noch einen Schritt, — aber, o wehe! die Erde weicht ihm unter den Füßen, und abwärts fährt er, und steht plötzlich — mitten in der Hölle, — so kommt es ihm vor, denn ringsum erblickt er schwarze Gestalten, und vor sich in der Tiefe eines finstern Seitenganges eine prasselnde, höllische Flamme.

Aber — siehe da, wie er die Augen aufschlägt, haben sich plötzlich die höllischen Geister um ihn her in lauter wohlbekanntem Gesichter verwandelt, denn es waren jüdische Bewohner aus mehreren

Dörfern der Umgegend, welche, wie er gleich an den umherliegenden Gegenstände bemerkte hier unten miteinander der Regierung des Landes die Mühe des Geldschlagens ersparen wollten. Sie hatten die Begräbnißgewölbe der alten Burg- ritter zu ihrer Werkstätte hergerichtet, und waren allnächstlich gar fleißig an der Arbeit. Der aus ihren Erdfaminen aufsteigende Rauch, welcher dem überirdischen Gaste im Thurme eine so bange Stunde bereitet hatte, hatte sie verrathen, und die plötzliche Bescheerung von oben kam ihnen natürlich sehr ungelegen. Auch sie hatten den Knaben sogleich erkannt, und bestürmten denselben mit Fragen über die Art seiner nächtlichen Nieder- fahrt. Als der Knabe mit kurzen Worten ihre Neugierde befriedigt hatte, traten sie sogleich in seiner Gegenwart zu einer Berathung darüber zusammen, was mit dem ungebetenen, aber darum nicht willkommenen Gaste anzufangen sei. Lassen wir ihn laufen, hieß es, so verräth er uns, nehmen wir ihm das Versprechen des Stillschwei- gens ab, so hält er's doch nicht und wir spazieren in's Zuchthaus oder gar an den Galgen. Da erhoben sich besonders zwei unter ihnen, und er- klärten, es gebe kein Mittel, als ihn zu tödten, denn nur der Tod verrathe keine Geheimnisse mehr, und nach längerem Hin- und Herreden, siegte endlich die hartnäckig durchgeführte Ansicht der beiden Letzten, und der Tod des Knaben wurde beschloffen. Ueber die Art und Weise wurde noch nicht verhandelt, sondern sogleich, nachdem alles Feuer, dessen Rauch sie etwa hätte ver- rathen können, ausgelöscht war, erhielten Ei- nige von Ihnen den Auftrag, sich hinauf in den Thurm zu begeben, um dort die Spuren zu verdecken, die der Fall des Knaben etwa verursacht haben konnte, denn die Deffnung des Kamines war oben mit Gestrüpp und Steinen verborgen gewesen.

Aber der Vater Friedrich's hatte beschlos- sen, den Knaben nicht sein ganzes Probestück aus- halten zu lassen. Gegen 11 Uhr war auch er von Hause weggegangen, hatte auf einem bequemern Pfade als sein Sohn den Berg erstiegen und war etwa nach 12 Uhr in dem Thurme angelangt. Vergebens durchsuchte er alle Winkel des alten Gebäudes, vergebens rief er den Namen des Kin- des, manchmal war es ihm, als höre er Töne von Stimmen, endlich fand er die Laterne, und zuletzt gelangte er auch an die nun geöffnete Ka- minöhöhle. Hier, an dem obern Rande ängstlich lauschend, vernahm der Vater die furchtbare Ver- handlung über das Schicksal seines Kindes, und zuletzt den Beschluß seines Todes. Was sollte er jetzt beginnen, er allein gegen die große Ueberzahl, denn es waren ihrer wenigstens Zwölf, und doch, bis er Hilfe aus dem nahen Dorfe herbrachte, konnte es nicht zu spät sein, um seinen Sohn zu retten?

Da beugte er sich nochmals über die Deffnung, und vernahm nun, daß die Spießbuben beschloffen, zuerst müßten die erforderlichen Sicherheitsmaß- regeln getroffen, die obere Kaminöffnung wieder unfenklich gemacht, die an einer Seite des Ber- ges unter den Wurzeln einer näher bezeichneten alten Eiche befindliche Eingangshöhle ganz verdeckt werden, dann erst dürfe man an den unterdessen wohlverwahrten Knaben denken.

Das war unserm alten Kriegsmann für den Augenblick genug. Auf den Flügeln hangender und hoffender Vaterliebe eilt er fort, wie ein achtzehnjähriger Jüngling springt er die steilsten Halden hinunter, im Fluge erreicht er das Dorf. Ebenso schnell ist in aller Stille eine gehörige Mannschaft beisammen, und mit Waffen versehen, und in möglichster Stille geht es raschen Schrittes bergan.

Es war keine halbe Stunde verflossen, so stand ihrer ein Theil oben vor dem Eingang des Thur- mes und hörte deutlich, wie die Hallunken drin- nen handhierten, um mit Reißig und Gras und Erde die eingebrochene Deffnung wieder zu ver- schließen.

Es führte nur eine Deffnung aus dem Thurm, und durch diese mußten die saubern Gesellen ihren Rückweg nach dem weiter unten befind- lichen Eingang nehmen.

Dorthin war aber der Vater des Knaben selbst mit etwa 12 bis 15 Männern geeilt. Bald war die Eiche, und richtig an deren Fuß auch die Höhle entdeckt. Ohne Zögern drangen sie in die- selbe ein. Anfangs ganz enge und niedrig, er- weiterte sie sich nach wenigen Schritten zu einem geräumigen Gewölbe, in dessen Tiefe sie eine Helle erblickten, und bald leise vorrückend sechs Gesellen, welche laut disputirend um eine Del- lampe saßen, und immer noch nicht ganz einig schienen, was mit dem Knaben anzufangen sei. (Siehe nebenstehende Abbildung.) Die beiden Wilde- sisen unter ihnen erkannte der Vater sogleich wie- der als diejenigen, welche immer noch hartnäckig darauf bestanden, daß man den Knaben sogleich tödten müsse.

Da gab der alte Kriegsmann das verabredete Zeichen, und schneller als es der Erzähler zu sa- gen vermag, hatten sich die wackeren Männer auf die sechs Spießbuben geworfen, welche zwar eini- ge Gegenwehr versuchten, aber, nachdem der alte Kriegsmann mit seinem Hirschfänger dem Einen jener beiden Schlimmsten eine derbe Lectio über das trotzig angelegte Gesicht geschrieben hatte, so- fort überwältigt und gebunden wurden. Mit Hilfe einer angezündeten Fackel, die man beim ausgelöschten Feuer fand, wurde bald auch der kleine Friedrich, der Held unserer Geschichte, ge- funden. In einem finstern Winkel der Höhle lag



er, an Händen und Füßen gebunden, mit zugestopftem Munde am Boden, bald aber lag der glücklich Wiedergefundene und Gerettete in den Armen des gerührten Vaters, dem, wie nach einem Gewitter die perlenden Wassertropfen von den Zweigen, die hellen Thränen der Freude durch den silbergrauen Bart rieselten. Unterdessen war auch die andere Hälfte der Bande an dem Eingang zum Thurme von den davor Wache Haltenden überwältigt und gefesselt worden. Alle wurden dem Gerichte überliefert, und empfingen theils am Galgen, theils im Zuchthaus ihre wohlverdiente Strafe.

Friedrich aber wurde von der Zeit an mehr und mehr die Freude und der Stolz seines Vaters, und stand oft noch in freien Stunden neben dem wackern Meister Knieriem, dessen ledernen Zuchmeister mit wahrer Herzenswonne betrachtend, als welcher ihm denn doch der rechte Wegweiser auf den bessern Weg geworden war.

Item: Wenn aber das Zeug nicht dazu da ist, so hilft doch alles Gerben nichts, und nur die Weize, die auch von Innen herauskommt, bringt einen rechten Mann zuwege.

### Die Zipfelfappe.

Es gibt einen gar gelehrten und braven Mann, der treibt das nemliche Handwerk wie der Kalenderschreiber, ist auch ein großer und wackerer Freund der edlen Musica, und in dieser Kunst ein rechter Meister. Der sitzt eines Abends beim Kerzenschein mit der väterlichen weißen Zipfelfappe auf dem Kopfe am Klavier und fährt mit den kunstfertigen Fingern gar lieblich und herzwinnend über die weiß und schwarzen Tasten, daß die kleinen Schreibhölse, deren er einige Prachtstücke besitzt, in horchender Verzücung die himmelbauen Augen aufschlagen, und Spielen und Habern über des Papas freundlichem Spiel vergessen. Der bückt sich, denn er sieht nicht viele Zoll weiter als seine Nase reicht, oft vorwärts und liest aus dem aufgeschlagenen Notenblatt heraus das wunderbar wechselnde Spiel der Töne, und die weiße Quaste an der Zipfelfappe baumelt lustig hin und her, und schlägt den Takt dazu. Da steht plötzlich der Meister auf vom Clavier, schnuppert blinzelnd im Zimmer hin und her, und spricht vor sich hin: „es brenzelt.“ Bube hast du Papier verbrannt? Es brenzelt, es muß etwas im Zimmer brennen! Und immer stärker und vernehmlicher wird der brenzliche, üble Geruch, und zur Stubenthüre hinaus in die Küche ruft er der Magd zu: Es brenzelt

etwas, und die Treppe hinauf geht er und ruft der Frau zu: Frau es brenzelt immer stärker, und wo er nachsucht, im Schlafzimmer, hinterm Ofen, im Hausgang, auf der Treppe, überall brenzelt's, je länger je ärger. Jetzt riecht's nach verbranntem Haar, nach Federn, nach Wolle, brennt's denn im Bett, im Kanapee, im Kleiderschrank?



Da endlich lodert's auf in hellen Flammen, und wie die Frau und die Magd in's Zimmer treten, steht der Meister da im lichten Heiligenschein, und, niedergebrannt von dem stolzen Gipfel herab bis auf die Zinnen, fallen wie eine Ringmauer einstürzender Ruinen ihm die verglimmenden Trümmer der unglücklichen Zipselkappe über die Ohren. Gelächert war freilich der Brand schnell und ohne weitem Unfall, \*) aber ein guter Freund, der viel weiter sieht, als seine Nase, die doch etwas lang ist, hat's dem Zipselkappenbrandverunglückten versprochen, daß er in den Kalender kommen soll, und das ist auch kein Unglück. Im Gegentheil, aus obiger Zipselkappenhistoria kann der geneigte Leser erkennen und abnehmen, daß man gar oft im Leben weit um sich her den Schaden sucht, während er doch unter dem eigenen Brusttuch oder unter der eigenen Zipselkappe steckt.

\*) Auch der Schaden wurde schon am nächsten Weihnachtsfeste wieder gutgemacht, denn das Christkindchen der Frau Schwiegermama bescherte zwei herrliche Zipselkappen.

#### Der König und der Bauer.

Friedrich Wilhelm der Erste, König von Preußen, der Vater des großen Fritz, ein großer Soldaten-

freund und ein sehr sparsamer Regent, hatte so eben sein gewöhnlich Mittagsschälchen gehalten, und zu dieser Zeit war er immer am Besten aufgelegt, als ob er alle seine schweren Regentensorgen verschlafen hätte. Die Königin und Prinzessinnen waren in seinem Zimmer. Da entstand im Vorzimmer ein außergewöhnliches Geräusch, und als der König die Thüre öffnete, sah er einen stämmigen Bauer aus der Mark Brandenburg, der, im schönsten Handgemenge mit den königlichen Bedienten, einen nach dem andern mit kräftiger Faust auf die Seite trieb, und mir nichts dir nichts auf die Thüre des Königs losstürzte.

Der König erkannte sogleich in dem Bauer einen alten Bekannten, dem er vor einiger Zeit eine Gnade erwiesen hatte.

Was will er, Steffen? redete er daher den dringlichen Besucher an, als dieser, nach einem gut einstudirten Krachfuß, folgendermaßen begann:

„Kiewe Herr König, ich will Se schönen Dank sagen, dat Se mi so Recht verhephen hadden. Ich bin nu tofreden (zufrieden). Dat Se abber siehn, dat ich nischt umsonst verlange, so hebbe ich Se ein Paar Mezen von minen Rößen tum Geschenke machen wollen. Se sind gar tu schöne, an ich bitte Se, Se wolden se nich verschmähen!“

Und zugleich schüttete er auf den nächststehenden mit seinem Teppich belegten Tisch ein Säckchen wohlgepuzte Rüben aus. Der König lachte herzlich über den dankbaren Bauer, und versprach ihm, er werde sich dieselben mit seiner Frau und seinen Kindern herzlich schmecken lassen.

Da zeigte sich aber, daß den Steffen noch etwas auf dem Herzen drückte, und nach kurzem Besinnen bat er nun den König, ihm als Gegengeschenk einen jungen Soldaten aus seinem Dorfe freizugeben, der einer armen Wittwe einziger Sohn und seiner Tochter Röse verlobter Bräutigam sei. Aber in solchen Dingen war mit dem König nicht wohl zu reden; er hatte eine große Garde, die aus baumlangen Männern bestand, und die ihm so gewaltig an's Herz gewachsen war, daß er lieber zehn Hofräthe als einen Grenadier hergegeben hätte. Also zog sich auch seine Stirne gleich in finstere Falten, und er schlug dem Steffen seine Bitte rundweg ab.

Da war der Steffen übel dran; doch schnell hatte er sich besonnen, und nach einem forschenden Blick auf die anwesenden Frauen, sprach er: D Se werrens nich öwel nehmen, ich wet nich, welche de Frau Königin is. Das dort ist meine Frau, antwortete der König.

Sogleich geht der Märker mit gar freundlicher Miene und zierlichem Schritte auf diese zu, zieht noch einige kleine Rüben, die er als



Hilfsmannschaft bei sich hatte, aus seiner weiten Rocktasche, und schüttet sie der Königin auf den Schoos mit den Worten: Da liebe Frau Königin, dat schickt Se mine Frumwe, se lät Se schön grüßen, und saien, wenn Se spinnen, dat Se man (jedesmal) sone Nüwe int Maul nehme, dat gest goden Speekel (Speichel) und dat Flachs werd dresse (zart).

Da konntn die Anwesenden das Lachen nicht halten, und besonders der König hob sich den Bauch vor Heiterkeit, und rief einmal über das andere: Steffen, Steffen, du bist ein Teufelskerl! Das benugend wiederholte der Bauer seine Bitte wegen des Soldaten so dringend, so flehentlich, daß endlich der König sagte: Nun gut, du sollst den Mann haben, aber nur unter der Bedingung, daß du mir einen andern, ebenso brauchbaren und stattlichen Einsteher für ihn stellst.

Is dat e Word? fiel mit schlauer Miene der Bauer ein. „Ein Mann, ein Wort!“

Dat will ich duhn, un Se bekommen sechs für Enen. Wie soll ich das verstehen? erwiederte verwundert der König.

Min Köse werd gewiß en Dozent Rinner hebben, un sechs Jungens müten drunter sin. De soll he hebben, un wenn he se nich kriegt, bekommt se sin Sohn.

So lautet der Handel nicht, sprach aber der König. — Mir ist der Sperling auf der Hand lieber, als die Taube auf dem Dach, also den Ersatzmann gleich, oder der Junge bleibt mein Grenadier.

En Mann en Word, erwiederte aber unverzagt der Märker, und die Königin und die Töchter stellten sich am Ende selbst auf seine Seite, so daß der König, wenn auch widerstrebend, zuletzt seine Bitte gewährte.

Hink. Bote 1856.

Wer war da glücklicher, als der gute Steffen? Nach einem recht herzlich dankbaren Abschied von der königlichen Familie, eilte er mit der fröhlichen Botschaft heim in sein Dörflein, und in wenigen Wochen war in Steffens Hause eine fröhliche Hochzeit, und als die Gäste sich ringsum gesetzt hatten, stand der alte Steffen auf, mit dem vollen Glas in der Rechten, und rief:

Es läwe der König un mine Nüwen.

Und item, der Steffen, oder für ihn dessen Tochter Köse, hat das gegebene Wort redlich gehalten. Denn zwar nicht der Soldatenfreund Friedrich Wilhelm I. bekam ihre Söhne unter's Gewehr, aber sein Sohn, der große Fritz, hatte sechs Enkel des alten Steffen unter seinen tapfern Kriegsmännern, und sie kämpften auf manchem blutigen Schlachtfeld für König und Vaterland. Drei davon fielen in einer heißen Schlacht, und als der achtzigjährige Großvater die Kunde davon erhielt, blickte er mit gefalteten Händen zum Himmel und rief, als ob er es dem längst heimgegangenen König zuzurufen wollte: Nu, liewe König, en Mann, en Word!

#### Die Leberwurstesser.

In einem Städtlein des Oberlandes, wo bisher, wenn die Leute so Abends bei einem Gläslein Bier und einem Tarok beisammen saßen, gar viel von Jagd und Wildpret geredet wurde, besonders wenn der Schwarze mit der schwarzen Pelzkappe dabei war, oder etwa auch vom Jahr 1849, wo derselbe Schwarze einmal so scharf in's Feuer kam, daß ihm ein Schuß in die Hosen ging, welche Hosen noch als ein heiliges Andenken für Kind und Kindeskind sollen aufbewahrt sein. In diesem Städtlein also reden sie jetzt gar viel von einer Leberwurstgeschichte, durch welche eine merkwürdige Erfindung der Kochkunst an's Tageslicht gekommen ist.

Die Sache hängt nämlich so zusammen. Es war da ein weit und breit berühmter Leberwurstesser, dem war keine zu groß und zu dick, und in der ganzen Umgegend wo sich ein Metzger mit diesem edlen Zweige seines Handwerkes abgab, das hatte der brave Mann bald erkundet, und wallfahrtete dahin, trotz Schmutz und Regen und Schneesturm, und holte sich so ein halb Duzend mit heim, denn sagte er: man muß dem Handwerksmann auch etwas zu verdienen geben! Und der Herr segnete diese uneigennütigen, edle Absicht mit dem schönen Segen eines gesunden, unverwüsthlichen Magens, denn, wenn der gute Mann auch vor der Leberwurst etwa ein Stücklein Kalbsbraten und dazu ein Schüsselchen Endivien und Kukurern oder Kartoffelsalat, etwa so einen halben Hutvoll, und nachher etliche

Ⓔ

Schoppen Bier zu sich genommen hatte, so legte er sich ganz gemüthlich auf's Ohr und träumte von noch größern, von himmlischen Leberwürsten, und stand am andern Morgen auf, so gesund wie der Fisch im Wasser. Ja, sein guter Freund und Prinzipal auf der Kanzlei, der in dem Artikel, besonders was das Sauerkraut und der Speck anbelangt, auch nicht der letzte ist in der Jägerzunft, will sogar behaupten, man merke es dem Leberwurstfreunde gleich an der Laune und andern Dingen an, ob am Abend vorher seine Forschungen in dem Wurstrevier gesegnet gewesen seien oder nicht.

Kurzum der Mann stand seit mehreren Jahren im Städtlein im Ruf und Geruch des ersten Leberwurstvertilgers seiner Zeit. Aber auch der größte Ruhm findet sein Ende, auch der größte Künstler seinen Meister.

Eines Abendes kommt ein anderer, bisher noch nicht in seiner Größe gewürdigter Leberwurstverehrer in das Wirthshaus, setzt sich neben den bisher Unerreichten, und bestellt sich mit freundlichem Wort eine Leberwurst. Der Nachbar spitzt die Ohren, aber, wie reißt er erst die Augen auf, als vor dem Besteller ein Würstlein aufgetischt wird, so rund und voll, so saftig und appetitlich, und was die Hauptsache ist, so dick und so lang, daß der Teller nicht breit genug war, und dem Nachbarn zur Linken darnach ordentlich das Maul wässerte und die Zähne lang wurden. An beiden Enden waren zwei lange, dicke

Schnüre daran, wie sie zu den übrigen Maßverhältnissen des Prachtstückes paßten.

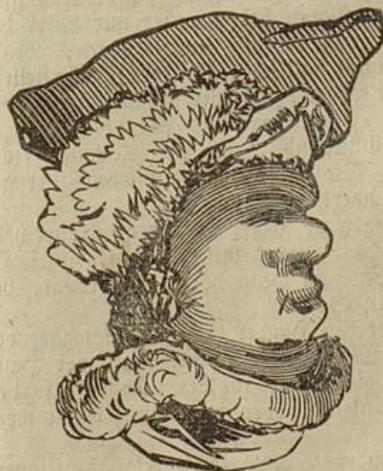
Der glückliche Empfänger thut, als sei das nichts Apartiges, nimmt ganz ruhig Messer und Gabel zur Hand, haut kaltblütig die Wurst mit Stumpf und Stiel, Füllung, Haut, Knopf und Schnüren zusammen, fuhrwert eine volle Ladung nach der andern zum Scheurenthor hinein, und wenn so ein zähes Stücklein vom Seiler ihm zwischen die Zähne kommt, zieht er's gemüthlich wieder seine 4—5 Zoll heraus, sieht, daß es doch recht hübsch braun gebraten ist, und schluckts mit einem tüchtigen Ruck hinunter.

In unglaublich schneller Zeit, war das Werk vollbracht, der Teller so blank gepußt, wie seine Kameraden auf dem Küchenschrank draußen, und Mund und Augen allmählig wieder sauber abgewischt.

Etwelche Schoppen Bier oben drauf vollendeten die siegreiche Mahlzeit, und nur ein vorübergehendes Magendrücken soll des andern Tages den Ruhmgekrönten an seinen schweren Sieg erinnern haben.

Der andere Wurstfreund will sich aber nicht besieg geben, sondern mit dem kühnen Gedanken umgehen, nächstens eine öffentliche Vorstellung zu geben, um zu beweisen, daß er nicht nur Haut und Schnüre, sondern auch noch die Sperrhölzchen dazu verzehren kann.

•jnuG un xnuG qun juuG



Dame und Bauer im Sonntagsstaate.

Nuch Etwas für Jägerleute.



Der Jäger liegt mit seinem Innern im Ha-  
der, warum heute die Enten nicht einfallen, und  
stopft sich unterdessen für den Nachhauseweg ein  
Pfeifchen.



„Herrgott — Seppi — dahinten is ja nich  
der Bock!“



„Ah böss is ja ganz aus der Weis! hat no  
kein Mensch angefangen zu treiben — kimmt  
schon's Wild daher — un i bring um alle Tei-  
fel d' Kugel nit nunter.“



„Teiff! Phylax, Tropf elendiger, — des is  
a schöne Bescheerung!“



„Laß d' Hund aus Sepper'! In drei Ten-  
fels Namen, warum laßt denn d' Hund nit  
aus?!!“



Drei Hasen und der Böffel drei,  
Und hat doch jeder seine zwei.